Nr. 49. Jahrgang V. Allgemeine Berlin, 4. Dezemb. 1896.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder **Mk. 2,50.**
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „**Wochenschrift**" erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der „**Jeschurun**" Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Madame Potiphar.

Die Lebensgeschichte Josefs, die vor acht Tagen in unseren Gotteshäusern aufgerollt worden ist, zeugt von der schier unerreichten Darstellungskraft der biblischen Schreibweise, und das Kapitel von der namenlosen Madame Potiphar hat durch seine naturalistische Fassung sicherlich den Neid der dramatischen Naturalisten — von Geheimrat Goethe bis Gerhart Hauptmann — wachgerufen. Sonderbar ist es freilich, daß unsere Kanzeldichter, die alljährlich den armen Josef zu Tode hetzen, Madame Potiphar ganz und gar übersehen. Sie gedenken ihrer mit keinem Worte und keiner Wendung, als gehörte sie nicht in die Lebensgeschichte Josefs, als wäre sie nicht wahrnehmbar im Geschichtsleben Israels. Unsere alten Prediger, die allerdings Weise gewesen, waren weniger zimperlich; sie behandelten dieses Kapitel in ihrer aphoristisch-didaktischen Art, daß es eine Lust ist zu lesen. Sie fassen den keuschen Josef als Menschenkind auf, das nur widerstandsfähig war im Leiden, das aber eitel ward im Wohlleben. „Da er sich als Verwalter sah", so erzählt der Midrasch, „begann er an einer guten Tafel Gefallen zu finden und sein Haar zu kräuseln; da sprach Gott: Wie? dein Vater trauert um dich und du kräuselst dein Haar?! Ich hetze auf dich den Bären:" — Madame Potiphar.

Lebten jene alten Prediger noch, die man hat Weise nennen dürfen, sie würden uns gesagt haben: Dem jugendlichen Josef im Hause Potiphars gleichst du, o Israel des XIX. Jahrhunderts. In dem Hause dessen, der als Rechtlosen dich angesehen, hast du ein Wörtlein dreinzureden kraft deines rastlosen Fleißes und rührigen Geistes. Daß du geachtet bist, wo du früher geächtet gewesen, zeigt die große Zahl, daß du dieser Achtung nicht unwert, zeigt die sittliche Minderwertigkeit deiner Widersacher. Anstatt aber deines Vaters Judentum zu gedenken, anstatt ihm zu Ansehen und Blüte zu verhelfen, bist du nur bemüht, dein Ansehen zu heben, dein Aussehen blühend zu gestalten, auf daß man die Züge deines alten Vaters in deinem Wesen und deinen Weisen nicht mehr erkenne. Als eine verdiente Strafe kam über dich Madame Potiphar, die man gemeinhin Reform nennt . . .

Inderthat, was in unserer Zeit in den westlichen Kulturstaaten als „Reform des Judentums" ausgegeben und angepriesen wird, ist nichts als eine Schickung, eine Strafe für unsre Schwäche und Haltlosigkeit. Sie hat nichts gemein mit dem Verlangen nach einer freiheitlichen Gestaltung des religiösen Gedankens und der kultuellen Uebung, denn dieses Verlangen ist zu allen Zeiten und in allen Konfessionen nur von Männern gehegt und vertreten worden, die ausgerüstet waren mit dem ganzen Apparat des weitverzweigten religiösen Wissens; hier aber ist es die Unkenntnis, die der Unwissenheit Altäre errichten und Tempel bauen will, ist es die Nachahmungssucht, die das Amt des Baumeisters übernommen hat. Nicht soll die Reform aus dem Wesen des Judentums und aus dem Herzen seiner Bekenner hervorgehen, es soll der Bau nach Stil und Art des großen Nachbarhauses aufgeführt werden, damit er vor diesem nicht absteche, damit er seine Eigenart verliere: — also sprach Madame Potiphar, und zerrte den unerfahrenen Josef am Gewande. —

Und Josef wäre der Versuchung erlegen, tauchte nicht jäh vor seinem geistigen Auge das Bild seines Vaters Jakob auf. So wenigstens behauptet ein Talmudlehrer, und erklärt damit die neueste Bewegung in Israel, die um Anerkennung ringt und um Anhänger wirbt.

Es ist nicht unbemerkt geblieben, weil es nicht unbemerkt bleiben konnte, daß seit einiger Zeit freisinnige Männer die

Reformerei mit einer Schärfe und Ausdauer bekämpfen, die man in früherer Zeit selbst an orthodoxen Agitatoren kaum gekannt hat. Wer diese Bewegung begreifen will, der muß das oben wiederholte Wort des Talmudlehrers verstehen:

Von Madame Potiphar gelockt, war Jung-Israel auf und dran seine Vergangenheit zu verleugnen und sich zu vergessen. Da erschien ihm das Bild seines Vaters, tauchte vor seinem geistigen Auge das Leben Alt-Israels auf, sah er das, was er besessen und das, was er aufgegeben, und tiefe Wehmut zog in seine Seele. Was haben wir im Zeichen der Neuerungen und Reformen gewonnen? Nichts, gar nichts! Oed ist es in unserem Herzen, öd in unserem Hause. Was haben wir verloren? Alles, fast alles: die Freude und den Frieden. Das Bild einer längst entschwundenen Vergangenheit verleihe uns darum die Kraft, mit Madame Potiphar zu ringen. Und hat sie auch das Gewand mancher Aeußerlichkeit in der Hand behalten, wir wollen versuchen, uns ihrer zu erwehren.

Die Vorstandswahl in Berlin.

III.

Am ersten Chanukah-Tage des vergangenen Jahres wurde das Ergebnis der Berliner Repräsentantenwahlen, der Sieg der Konservativen, auf der ganzen Linie bekannt gegeben. Am ersten Chanukah-Tage dieses Jahres hat das Repräsentantenkollegium in seiner neuen Zusammensetzung über die Vorstandswahl sich schlüssig gemacht, die am nächsten Sonntag vollzogen werden soll. Die Herren Julius Jacobi, Direktor Herrmann und Sanitätsrat Dr. Wiesenthal scheiden aus dem Vorstande aus. Von ihnen soll allein Herr Julius Jacobi wiedergewählt werden. Die beiden anderen finden Ersatz durch die Herren Martin Simon, seither Mitglied der Repräsentantenversammlung und dort zur Rechten gehörig, und Rechtsanwalt Eugen Fuchs, der am Gemeindeleben bis zur Stunde in merkbarer Weise nicht teilgenommen hat, an der Spitze des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens — nun wohl die längste Zeit — gestanden hat und einer Einladung zum Anschluß an die sogenannten Liberalen nicht gefolgt ist.

Von den Vorsteher-Stellvertretern, deren Mandat abgelaufen ist, den Herren Kommerzienrat Julius Isaac, Professor Geiger und Regierungsrat a. D. Magnus, kehrt keiner wieder; an ihre Plätze kommen die Herren Wilhelm Goldschmidt vom Zentralverein für die Interessen der jüdischen Gemeinde Berlins, Geheimer Sanitätsrat Dr. Boas, der bei den vorjährigen Repräsentantenwahlen von den Konservativen als nicht zu ihnen gehörig fallen gelassen war, thatsächlich jedoch konservativer sich zeigte als mancher konservative Kandidat, und Rechtsanwalt Lilienthal, gemeindepolitisch ein noch unbeschriebenes Blatt.

Dieses Wahlergebnis ist nicht so gut, als es hätte sein können, wenn die neugewählten Repräsentanten mehr Festigkeit besäßen; aber es ist besser, als man von dieser mangelnden Festigkeit zu befürchten Ursache hatte. Im großen und ganzen bedeutet es eine Hinausschiebung der endgiltigen Entscheidung auf drei Jahre, nämlich bis zur Erneuerung auch des anderen Teiles des Vorstandes. Dazwischen liegt eine abermalige Repräsentantenwahl, die selbstverständlich von maßgebender Bedeutung sein und den Ausschlag in der Richtung geben wird, die von den vorjährigen Wahlen hätte herbeigeführt sein sollen.

Wir können nicht sagen, daß wir an der Verzögerung große Freude hätten, noch weniger, daß die Gründe uns gefielen, aus denen die Männer, die wir auf den Schild gehoben, sich schwach und nachgiebig gezeigt haben. Auf sie haben unkontrolierbare Gerüchte und vielleicht in noch höherem Maße Drohungen eingewirkt, die dahin gingen, daß die Wahl auch nur eines entschieden konservativen Vorstandsmitgliedes den Austritt zahlreicher und reicher Gemeindemitglieder zur Folge haben würde. Es klingt unglaublich, aber die Drohung war nicht ganz vergeblich. Immerhin geben wir zu: es hätte schlimmer kommen können.

Die neuen Männer werden schwere Arbeit und vor dieser Arbeit schwere Hindernisse in dem Widerstreben eines Teiles ihrer älteren Amtsgenossen finden. Ihre Sache ist es, dieses Widerstreben zu beseitigen, ein fortgesetztes Versumpfen zu verhindern und dafür zu sorgen, daß nicht die letzte sich bietende Gelegenheit für die Berliner Gemeinde ungenützt verstreiche, kräftig an den Einrichtungen mitzuschaffen, deren Notwendigkeit jetzt fast allseitig anerkannt und deren Anerkennung an maßgebender Stelle bedauerlicherweise nicht von den Gemeindeorganen durchgesetzt worden ist.

Wir dürfen für uns das Verdienst in Anspruch nehmen, das andauernde „Fortwurfteln" in der Gemeindeverwaltung unmöglich gemacht zu haben. Unsere Aufgabe wird es andauernd sein, darüber zu wachen, daß der Wille der Gemeindemehrheit, den wir zu Gehör gebracht haben, auch zur Geltung komme. Dem neuen Vorstande entbieten wir Gruß und Willkomm — im übrigen verbleiben wir „Gewehr bei Fuß", bereit, unsere Mahnungen ernster zu wiederholen, wenn nach der für die Einarbeitung notwendigen Frist die kraftvolle Thätigkeit nach unseren Zielen noch nicht begonnen haben sollte. Einschlafen wird die Bewegung nicht, die wir geweckt haben, und stillstehen auch nicht, bis das Reformwerk an Haupt und Gliedern durchgeführt ist.

Die polnischen Juden.*)

Zu dem eisernen Fonds der landläufigen Vorurteile gehört auch die weit verbreitete Fabel von dem angeblich schädlichen Einfluß der polnischen Juden auf die Kulturentwicklung ihrer deutschen Glaubensgenossen. Diese Legende ist ziemlich alt, sie wurde vor mehr als einem Jahrhundert von den sogenannten Aufklärungsapofteln erfunden, von ihnen episch breit behandelt und unzähligemal wiederholt, bis ihr Grätz in seinem

*) „. . . . Als kulturfeindliche Momente bezeichnete er (Redner) . . . . die Einwanderung des polnisch-jüdischen Elements . . . . Die polnischen Juden hätten sich nicht nur nicht assimiliert, sie bestärkten vielmehr ihre deutschen Glaubensbrüder in dem ausschließlichen Studium des Talmuds . . . . so sehr, daß derjenige, der . . . . sich mit Philosophie, Mathematik, den Kultursprachen beschäftigte oder gar Hochdeutsch sprach, als Abtrünniger mit Verachtung gestraft wurde." (cfr. vor. Nr. dies. Bl. pag. 802a, Bericht aus Beuthen.)

Geschichtswerk einen breiten Raum gewährte, so daß sie heutzutage, wo das selbständige Denken und Prüfen unter den Juden vollständig aufgehört, als ein Axiom gilt. Grätz hat in seiner Geschichte aus Unkenntnis die polnischen Juden teils oberflächlich, teils lieblos behandelt; er hat nur der seit hundert Jahren unter den deutschen Juden herrschenden Antipathie gegen ihre polnischen Stammesgenossen Ausdruck gegeben. Ob jedoch diese Antipathie irgend welche Berechtigung habe, dies zu untersuchen hat er sich ebensowenig Mühe gegeben, wie etwa Treitschke anläßlich seiner schweren Anklagen gegen die gesamte deutsche Judenheit. Nichtsdestoweniger hält jeder deutsche Jude Treitschke für einen subjektiven Historiker, Grätz hingegen für den wahrheitsliebendsten Schriftsteller. So wird immer von der urteilslosen Menge mit zweierlei Maß gemessen!

Was den erzieherischen Einfluß der polnischen Juden auf ihre deutschen Glaubensgenossen betrifft, so habe ich dieses interessante Thema in einer kulturhistorischen Schrift, die sich unter dem Druck befindet, in hebräischer Sprache, ausführlich und mit sicheren Daten belegt, behandelt. Ich habe versucht, objektiv die günstigen und ungünstigen Folgen dieses Einflusses zusammen- oder gegenüberzustellen, und bin auf dem Wege der gewissenhaften Forschung zu der ehrlichen Ueberzeugung gelangt, daß die günstigen Folgen die ungünstigen überwiegen und noch in unserer Zeit zum Vorteile der deutschen Judenheit nachwirken.

Es ist nämlich in keinem Falle in Abrede zu stellen, daß die norddeutschen Juden ihren süddeutschen Glaubens- und Stammesgenossen geistig bei weitem überlegen sind. Diese Kulturfähigkeit haben aber die deutschen Juden in erster Reihe dem polnischen Elemente zu verdanken, welche die Kulturentwickelung der norddeutschen Juden seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stark gefördert und beeinflußt haben. Moses Mendelssohns Lehrer in der Mathematik war ein gelehrter Pole Namens Israel Samos. Von diesem hat er dasjenige gelernt, was zu jener Zeit den deutschen Juden am meisten gefehlt hat: logisches Denken. Die deutsche Pentateuch-Uebersetzung Mendelssohns, deren Bedeutung stark überschätzt worden ist, die aber jedenfalls als eine gute und kulturfördernde bezeichnet werden darf, hat nur durch den herrlichen Kommentar, den ein gelehrter Pole, Salomo Dubno, für das erste Buch geschrieben, eine so weitgehende Verbreitung und solchen Anklang in der Judenheit gefunden. Zu dem zweiten Buche hat bekanntlich Mendelssohn selbst den Kommentar geschrieben, der ziemlich gut und lesenswert ist, ebenso die für ihre Zeit ganz instruktive Einleitung zum Pentateuch. Hingegen ist der Kommentar zu den anderen drei Büchern so langweilig und seicht ausgefallen, daß Mendelssohn selbst anerkennen mußte, daß das ganze Werk darunter gelitten habe.

Denn es darf nicht vergessen werden, daß zu jener Zeit die meisten Juden in Deutschland unter sich kein Hochdeutsch gesprochen, ja, zumeist gar nicht verstanden haben. Der bekannte Theologe Döderlein berichtet, er habe die Mendelssohnsche Uebersetzung gebildeten Juden vorgelegt, denen jedoch die Sprache als zu litterarisch ungeläufig war. Ohne den hebräisch geschriebenen Kommentar hätte die Pentateuch-Uebersetzung ebensowenig Verbreitung gefunden, wie etwa die Mendelssohnsche Psalmen-Uebersetzung, die ganz gut ausgefallen ist. Im übrigen hat ja bekanntlich Mendelssohn seine Pentateuch-Uebersetzung auch mit deutschen Lettern und ohne Kommentar zu drucken begonnen, aus Mangel an Teilnahme aber aufgeben müssen. Wessely, der Mitarbeiter an dem Mendelssohnschen Werk, ein flacher Aufklärungsfanatiker und sogen. hebräischer Dichter, hat selbst in seiner bekannten Streitschrift über den Bildungsgrad der deutschen Juden zugegeben, daß die polnischen Juden ihren deutschen Glaubensgenossen an Bildung und Kultur überlegen seien.

Ebensowenig darf man vergessen, daß die sogenannten polnischen Juden zu jener Zeit ebenso deutsch gesprochen und Deutsche waren, wie die Juden in Deutschland. Dadurch, daß sie zumeist aus Süddeutschland stammten, konnten sie damals eine ältere Kultur aufweisen, als die norddeutschen Stammesgenossen. In Süd- und Westdeutschland ist die jüdische Kultur uralt, während sie in Norddeutschland neueren Datums und größtenteils durch die polnischen Juden gefördert worden ist. Die eigentlichen polnischen Juden haben gegen Anfang des sechszehnten Jahrhunderts slavisch, in den alten polnischen Landesteilen polnisch gesprochen. Die deutsch-jüdischen Einwanderer haben erst die polnische Sprache unter den dortigen Juden verdrängt und dafür die deutsche, welche sie aus Süd- und Westdeutschland mitgebracht, eingeführt. Der berühmte Gesetzeslehrer Rabbi Moses Isserles (1520—1573), der in Krakau ein rabbinisches Amt bekleidete und dessen Ergänzung zum „Schulchan-Aruch" die Kulturentwickelung und das geistig-religiöse Leben der ganzen deutsch-polnischen Judenheit sehr stark beeinflußt hat, drückt in einem seiner zahlreichen theologischen Gutachten seine Freude darüber aus, daß der Zuzug der deutschen Juden in Polen große Dimensionen angenommen, und dadurch nach und nach die polnische Sprache, deren sich noch ein Teil der polnischen Judenheit bediente, verdrängen werde.

Im übrigen will ich bei dieser Gelegenheit noch hervorheben, daß **Mendelssohn selbst von einer polnisch-jüdischen Familie stammt**, nämlich von demselben Rabbi Moses Isserles, den ich oben erwähnt habe. Mendelssohn ist mit Recht auf diese Abkunft stolz, denn er schreibt im Sommer 1770 an Elkan Herz in Leipzig, daß er von der „adligen" Familie des Rabbi Moses Isserles abstamme. Freilich gilt heutzutage der Gelehrtenadel nicht viel, dafür aber desto mehr der Jobberadel.

Man wird vielleicht dagegen einwenden: aber Mendelssohn hat sich deutsche Bildung und deutsche Kultur angeeignet. Nun, das wollen wir auch zugeben, aber Mendelssohn war nicht der Einzige und auch nicht der Erste. Von dem gelehrten Mathematiker Israel Samos und von Salomo Dubno war bereits die Rede. Noch mehr Bedeutung hat Salomon Maimon, der tiefe Denker, der Kant so gründlich verstanden und auch so gut ergänzt hat, so daß er das Gute, was in Fichte zu finden, eigentlich präkonzipiert hat. Wir wissen, wie viel Kant selbst von Maimon gehalten, noch mehr aber, welche Verehrung Goethe für diesen jüdischen Philosophen gehegt hat. Es ist bezeichnend und zugleich beschämend für die deutsche Judenheit, daß sich keine jüdischen Mäcene gefunden, welche für diesen Sonderling, dessen Zynismus infolge einer schlechten Erziehung allerdings unerträglich war, gesorgt

hätten. Hingegen that dies ein deutscher Aristokrat (Graf Kalkreuth), der alle Ungezogenheiten des jüdischen Denkers mit stoischer Ruhe ertrug.

Die deutschen Juden verfallen von einem Extrem in das andere. Jeden polnischen „Schnorrer", der sie heimsucht, halten sie für einen jüdischen „Gelehrten" — hingegen verachten sie im allgemeinen die polnische Judenheit. Beides ist unrichtig. In Polen giebt es ebenfalls unwissende Elemente, obwohl verhältnismäßig nicht so viele, wie unter den deutschen Juden. Hingegen bilden die gebildeten polnischen Juden den Sauerteig der Gesamtjudenheit. Der unvergeßliche Jellinek pflegte in den letzten Jahren seines Lebens zu sagen: Mit den westeuropäischen Juden haben wir bereits abgewirtschaftet; wir können unser Heil für die Fortentwickelung des Judentums nur noch vom Osten erwarten.

Dr. S. Bernfeld.

Die Begründung des „Judenstaats".

E. B. Wien, 29. November.

In dem Verein „Oesterreichisch-Ungarische Union" hielt Dr. Theodor Herzl, Verfasser der Broschüre „Der Judenstaat" vor kurzem einen Vortrag über die von ihm propagierte Idee: über die Notwendigkeit und Möglichkeit eines „Judenstaats". Die Schrift Herzl's ist in Ihrem Blatte s. Z. besprochen und widerlegt worden; da man aber billig „beede" hören soll, so wird Ihren Lesern ein Auszug aus der Rede nicht unwillkommen sein. Ich lasse ihn darum folgen, und jedem bleibe es unbenommen, dem Redner zuzustimmen oder zu widersprechen.

Nach der Einleitung, in welcher er den Beweis zu erbringen versprach, daß nicht blos er, sondern daß alle als Zuhörer anwesenden Juden „Zionisten" seien, fuhr Herzl fort:

„Sie wissen, daß unsere Geschichte, die Diasporageschichte, im Jahre 70 nach der bürg. Zeitr. begonnen hat. Der Titusfeldzug, den Mommsen als die Ursache der Verbreitung des Christentums bezeichnet und der mit unserer Fortführung in die Kriegssklaverei geendet hat, das ist der eigentliche Beginn der Judengeschichte, die uns näher angeht, weil wir noch heute unter den Konsequenzen der damaligen Ereignisse leiden. Es ist das etwas, was wir uns als Menschen von heute kaum vorstellen können. Wir wissen auch, daß es Kriege giebt und daß sie darauf ausgehen, die gegnerische Macht bis zur Wehrlosigkeit niederzuwerfen. Aber daß über den Krieg hinaus den Einzelnen so schwere Konsequenzen treffen sollen, wie das in den früheren Zeiten der Fall war, ist uns unfaßbar. Und die Kriegssklaverei hat nicht nur die Mitlebenden von damals, nicht nur die an den Kriegsursachen Mitschuldigen, sondern sie hat 60 Generationen getroffen. Seit 60 Generationen wirkt diese Fortführung in die Kriegsgefangenschaft fort, eine Thatsache, die uns zwar fremdartig berührt, die aber doch in unseren Zuständen fortwirkt. Ich überspringe viele Entwicklungsstadien, wie wir in die Kolonien eingedrungen sind, wie wir um das Mittelmeerbecken herumzogen und bis nach jener Ultima Thule kamen, die den Römern der fernste Ort war. Die Juden möchte ich nur in einem einzigen, sehr wichtigen Stadium ihrer Geschichte, dort, wo sie sich ein neues Vaterland geschaffen haben, das dritte, wie der Geschichtsschreiber Graetz sagt, im Spanien des Mittelalters, aufsuchen. In Spanien, sowohl im maurischen, wie im christlichen, ist es den Juden abwechselnd gut und schlecht gegangen wie überall. Sie wissen, und ich möchte im Hinblick auf das, was ich später begründen werde, darauf hinweisen, welche typische Reihenfolge überall wahrzunehmen ist, wo wir hinkommen.

Wir wandern ein und kommen dorthin, wo der Judenschreck, die Angst vor den Juden noch nicht besteht. Wir siedeln uns dort an, akkommodieren uns, assimilieren uns, versuchen Wurzel zu schlagen, und da wir nüchtern, sparsam, fleißig sind und die Arbeit nicht so scheuen, wie die Legende behauptet, fangen wir an, selbst unter den härtesten Bedingungen zu gedeihen. Wir bringen es vorwärts in Handel und Verkehr, wir streben nach Bethätigung auf den Feldern der Ehre, wir pflegen Künste und Wissenschaften und wir werden — unangenehm bemerkt. Plötzlich besinnt sich die Majorität darauf, daß wir anders sind, daß wir eine Minorität sind, und der Antisemitismus, der schon verschiedene Formen und Namen gehabt hat und im Grunde genommen immer dasselbe ist, entsteht.

Wenn es die Bedingungen des öffentlichen Lebens erlauben, wird geplündert, gebrandschatzt, totgeschlagen und die Juden werden, um Ruhe zu schaffen, endlich von der Autorität gebeten, weiterzuziehen. Dies war geradezu klassisch in dem Lande Spanien, wo die Juden sehr große Rollen spielten. Denn immer kurz vor den Verfolgungen war ein Höhepunkt der Blüte und des Wohlstandes. So ist an verschiedenen Höfen immer die Gestalt großer Juden sichtbar gewesen, die natürlicher Weise Unwillen erregt haben, und wenn es möglich war, ihnen etwas in die Schuhe zu schieben, so ist es geschehen. Wenn z. B. der Herrscher Don Pedro Grausamkeiten beging, so war daran sein Günstling Don Samuel Albalufia schuld.

In diesem Spanien nun mußte in einer sehr merkwürdigen Zeit, nachdem die Mauren verjagt worden waren, das Land auch „judenrein" gemacht werden. Das geschah in zwei Abteilungen. Zuerst hat man die wirklichen, aufrichtigen Juden verfolgt und vertrieben, während sich eine Anzahl von, sagen wir: Religionspolitikern dem andern Glauben akkommodierte und als „Marranen" weiter existierte. Diese Marranen jedoch sind späterhin der Verfolgung auch nicht entgangen und ebenfalls hinausgeworfen worden.

In dieser Geschichte, welche die typische ist, interessiert mich besonders die Zeit, in der sie sich abgespielt hat. Das war nämlich in demselben Jahre, in welchem Christoph Columbus hinauszog mit seinen Caravellen, um das neue Land zu entdecken, ein Ereignis, das so wunderbare Folgen für die Entwicklung der Menschheit gehabt hat. In demselben Jahre, in welchem eine neue Epoche für die Menschheit begann, mußten die Juden plötzlich, heimatlos, besitzlos, hinauswandern in Exile, die für sie voll von Schrecken waren.

In diesem 15. Jahrhundert, in welchem schon die Renaissance, die wir so sehr bewundern und lieben, zu spielen begann, hatte noch ein anderer Mann gelebt, der auf die Entwicklung der Menschheit ungeheuren Einfluß nahm: Gutenberg.

Nun möchte ich mir erlauben, eine ziemlich willkürliche Antithese aus diesen beiden Namen zu machen und den Irrtum, den die Juden seit dem Beginne der neuen Zeit gemacht haben, an diesen beiden Namen demonstrieren.

Für die Juden giebt es nämlich eine Hilfe, eine Befreiung aus dem Drucke, aus der Beschimpfung mit all ihren Folgen, entweder, wie die Einen behaupten, durch das Wort, d. h. durch die Aufklärung der Geister, durch das Hinaufführen zu höheren Stufen der Bildung und Gesittung, oder, wie andere meinen, durch die That. Das Wort ist der Weg, auf den wir durch die Erfindung Gutenbergs gerieten. Die That ist der Weg des Columbus, welcher für Zustände, die nicht hinwegraisonniert werden können, nicht das Raisonnement, sondern eine wirkliche That anwenden will. Wohin es uns geführt hat, daß wir als die Diener des Volksaufklärungsgedankens umherzogen, noch lange vor dem Aufklärungszeitalter, noch bevor die französischen Philosophen in ihren Schriften diese Revolution herbeiführten, die dann später auf der Gasse

nur illustriert wurde — wie Jules Guesde einmal sagte — wohin es uns geführt hat, das wissen Sie.

Was wir für die Aufklärung notgedrungen gethan haben, weil wir für die Aufklärung des Menschengeschlechts sorgen müssen in unserem eigenen Interesse, und manche meinen ja, daß darin die historische Mission des Judentums bestehe, das ist Ihnen allen wohl bekannt. Sie wissen auch, in welche philosophische Spitzen die Bemühung Mendelssohns ausgelaufen ist und Sie wissen auch, wie es nach dem Aufklärungszeitalter allmählich wieder bergab mit uns gegangen ist. Wir haben in dieser Bewegung immer nur sozusagen die Schweine zu hüten bekommen. Man bedient sich der Juden immer nur, solange man unterwegs ist, wenn man aber am Ziele ist, dann wird der Jude, der seine Schuldigkeit gethan hat, verabschiedet. Es giebt da ein Erwachen aus einem Traume, der auch den jüdischen Sozialdemokraten noch bevorsteht. . . ."

Hier folgt eine Auseinandersetzung über die Verkehrsmittel einst und jetzt, eine Parallele zwischen der Zeit, da Könige auf Karren fuhren, von einigen Ochsen gezogen, und der unsrigen, da wir abends wissen, was mittags in Amerika sich zugetragen. Und dann kommt die Nutzanwendung:

„Wir können heute sagen, daß die Erde wirklich für alle Raum hat. Sie alle kennen die Abbildungen von Städten aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert, wie klein diese sind, und wir begreifen es beinahe, daß eine engherzige und nicht sehr regsame Bevölkerung ein wirtschaftliches Element, das sich rührig zeigt, haßt und drangsaliert. Aber das alles hat ja heute keinen Sinn mehr. Es muß nicht sein. Der Antisemitismus ist ein Anachronismus nicht in dem Sinne, wie man zu sagen pflegt: „Hundert Jahre nach Lessing!" u. s. w. Jawohl, hundert Jahre nach Lessing giebt es noch Leute genug, die borniert und jeder edlern Regung unfähig sind — und solche wird es immer geben. Aber es ist dennoch nicht mehr notwendig, unter dem Antisemitismus zu leiden. Allerdings dauert es einige Zeit, bis man zu diesem Schlusse vordringt, und nicht nur wir, die wir schließlich alle gedrückte Leute waren und sind, denen es gar nicht gestattet ist, größere Träume zu träumen, sondern auch die professionellen Politiker haben die Konsequenzen aus den Verkehrswundern sehr spät gezogen. Was ist nun die Konsequenz der Verkehrsmittelentwickelung? Die Kolonialpolitik. Und wir sehen, daß in den Staaten, die an ihre Zukunft denken — in allen geschieht es ja nicht — Kolonialpolitik getrieben wird. Wir sehen, wie der dunkle Erdteil erforscht und durchquert wird, wie man von ihm Besitz ergreift, sich um jedes Stück Land rauft, weil die Leute, welche die Geschicke von Menschen zu dirigieren haben, wissen, was Land ist und für die kommenden Zeiten vorsorgen.

Im künftigen Jahrhundert nun wird man sich nach einem anderen Erdteil wenden, die Politik des künftigen Jahrhunderts ist eine asiatische, seit dem chinesisch-japanischen Kriege und seit der gedankenvollen Anleihe, die sich daran geknüpft hat und der wir den provisorischen Frieden verdanken, in dem wir leben.

Wenn nun diese Wendung nach Asien in der Kolonialpolitik sich fühlbar gemacht hat, so ist es nicht unvernünftig, wenn auch wir, gedrängt durch die tägliche Wahrnehmung, die täglich ärger wird, an eine Kolonialpolitik denken.

Diese ist nicht von neuem Datum. Sie wurde in den Vierziger Jahren begonnen von Sir Moses Montefiore, der mit dem Vizekönig von Egypten verhandelt hat, um für die Juden ein Territorium zu bekommen. Sie haben gehört, in welcher Weise das später weiter fortgepflegt und von Baron Hirsch und Edmund Rothschild wieder aufgenommen wurde.

Die verschiedenen Kolonisationsversuche, die einzelne Vereine, und zwar in allen Ländern der Erde, unternahmen, beweisen zunächst, daß diese Kolonisationsbewegung spontan überall aufgegangen ist, als ein notwendiger, vorschauender, vorbauender, vorsorgender Gedanke für den Fall einer Entwicklung, die hoffentlich nicht so arg sein wird, wie manche Pessimisten sich es vorstellen.

Jedenfalls ist er ganz vernünftig und verdient wirklich nicht die Schmähungen, denen er ausgesetzt ist, ein Gedanke, der sich verteidigen läßt, wenn Sie sich die Zustände vergegenwärtigen, die wir gegenwärtig haben, wenn Sie sehen, welchen Charakter der Antisemitismus hat, dessen wir uns erfreuen.

Dieser jetzige Antisemitismus hat zwei Gründe. Der erste Grund ist der, daß es uns in der langen Dauer der Verfolgungen unmöglich geworden ist, spurlos resorbiert zu werden. Wir bleiben wahrnehmbar, wir sind eine Gruppe, eine historische Gruppe von Menschen, die erkennbar zusammengehört und einen gemeinsamen Feind hat, das scheint mir die ausreichende Definition für die Nation zu sein. Ich verlange von der Nation nicht eine Gleichsprachigkeit, oder vollkommen gemeinsame Merkmale der Rasse. Diese ganz ruhige Definition genügt für die Nation. Wir sind eine erkennbar zusammengehörende Gruppe von Menschen, die durch den gemeinsamen Feind zusammengehalten werden. Das sind wir, ob wir es leugnen oder nicht, ob wir es wissen oder nicht, ob wir es wollen oder nicht. Der andere Grund des Antisemitismus ist der, daß wir zu viel Intelligenzen produzieren, und dieses Uebel jährlich, ja täglich ärger wird, Sie müßten denn die großen Reservoirs, aus denen unsere Kräfte nachströmen, vollkommen verschließen, wie man es versucht hat, oder ableiten. Nun ist unsere Ueberproduktion an Intelligenzen eine einheimische und eine von außen zuströmende. Wie wollen Sie schon mit der einheimischen fertig werden? Um dem Antisemitismus den Boden zu entziehen, müssen Sie ihm doch die Gründe entziehen, und glauben Sie ja nicht, daß Sie durch philosophische Erwägungen, durch einen Appell an die Menschlichkeit einen einzigen Antisemiten hinter dem Ofen hervorlocken werden. Dem Antisemitismus können Sie weder die historischen Gründe wegnehmen, noch auch die gegenwärtigen. Baron Hirsch hat gemeint, das geistige Niveau der Juden müsse hinuntergeschraubt werden. Er hat es gut gemeint, aber er hat nicht richtig raisonniert, denn die Entwicklung zeigt, daß es immer hinaufgeht. Es ist einfach nicht möglich, das Niveau hinunterzudrücken, sondern es wird immer höher. Jeder jüdische Bourgeois, jeder jüdische Kaufmann und Gewerbsmann hat diesen edlen Trieb in sich, seinen Sohn etwas lernen zu lassen, weil er weiß, daß Wissen zur Freiheit führt, ebenso wie wir wissen, daß es auch uns zur Freiheit führen wird. . . .

Wie verhält es sich aber mit der Verhinderung des Zuflusses nicht einheimischer Intelligenzen? Da hat man teils von seiten einzelner Regierungen und teils aus der Judenschaft heraus gewisse Abwehrmaßregeln versucht. Auf der einen Seite hat man nichts dagegen gehabt, wenn die Juden sich aus Rußland entfernt haben, man hat es ihnen sogar nahegelegt, und auf der anderen Seite, wo man sie auch nicht gern sehen will, haben sich Wohlthätigkeitskomitees gebildet, die die Leute möglichst rasch und weit weggeschaft haben in ein anderes Land, ungefähr so wie jemand gesagt hat: „Schafft mir ihn aus den Augen, er zerbricht mir das Herz." Diese Leute wurden also in eine neue Diaspora hinausgestreut, weit über den Erdkreis, und ich möchte ihnen da zwei Beispiele citieren, die auch für die Kolonisierungsfähigkeit der Juden nicht gleichgiltig sind.

Das eine Beispiel liefert uns der Afrikareisende Juncker, der eines Tages in Südwestafrika vor die Agentur des Hamburger Wildtierhändlers Hagenbeck kam. Vor dem Hause spielte das kleine Kind des Agenten mit kleinen Löwen und Tigern, und der Agent hieß Kohn. Einem Berichte über die Südseeinseln habe ich folgendes entnommen. Ungefähr in der Mitte zwischen Australien und Südamerika ist eine kleinere Inselgruppe, die Kooksgruppe. Eine dieser Inseln heißt

Rarontonga. Auf dieser ist der Chef der wichtigsten Verkehrsunternehmung, der Kooks-Trade-Kompany, ein Oesterreicher namens Kohn.

Ueberall findet man also Juden, und nirgends läßt man sie zu Hause sein. Es eignet sich auch nicht jeder Ort zu ihrer Aufnahme. So muß sich die Jewish Colonisation Association, die Erbin des Baron Hirsch, jetzt schon damit beschäftigen, daß die Resultate in Südamerika ungünstige sind. Die Juden gedeihen dort nicht, und es zeigt sich ein ganz deutlicher Antisemitismus auch schon dort.

Was soll also aus den Juden werden? Totschlagen kann man nicht alle und die üblen Druckerscheinungen mehren sich. Jeder Tag liefert uns Berichte und man braucht nur unsere Zeitungen zu lesen, um eine gedrängte Uebersicht der alle Wochen vorkommenden Mißhandlungen und Verfolgungen von Juden zu finden.

Unter solchen Umständen hat sich uns der Gedanke aufgedrängt, ein Becken zu konstruieren, welches von überallher die für überflüssig angesehenen, als schädlich empfundenen Juden aufnimmt, und als dieses Becken erscheint den Kolonisationsfreunden der alte historische Ort, wo das Volk der Bibel gewohnt hat, welches unsere breiten, noch nicht so gebildeten Massen noch immer sehr lieben. Man findet das ja lächerlich. In dem Lande, welches auf sie eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt, ist durch einen merkwürdigen Zufall die Wiederanpflanzung möglich. Sie wissen alle, was jetzt am Bosporus vorgeht. Es ist das unter dem Namen „Die Lage der Türkei" bekannt. Die Lage der Türkei ist eine ziemlich schlechte. Ich war im Juni dieses Jahres dort, um mir Rechenschaft zu geben, über alle diese Verhältnisse, und ich habe auch einiges feststellen können. Die Lage ist eine sehr schlechte, und das läßt sich für die Lösung der Judenfrage gebrauchen. Sie werden erst kürzlich von Versuchen gehört und gelesen haben, die gemacht werden, um die finanzielle Lage der Türkei zu sanieren. Die finanzielle Lage ist nämlich thatsächlich die Wurzel all dieser Zustände. Die Finanzen der Türkei in die Hand zu nehmen, ist nur möglich mit Hilfe der jüdischen Hochbank. Ich meine, daß diese diplomatisch-finanzielle Aktion für die Kolonisation und somit für die Lösung der Judenfrage nachteilig ist, und ich hoffe, daß sich die jüdische Hochbank dazu nicht hergeben wird. . . .

Die Kolonisation im großen Maßstabe, die wir für wünschenswert halten, kann nur gedacht werden als eine, die unter ihrem Selbstschutze steht und ihre Autonomie hat, sonst verpflanzen wir neue Armenier irgendwohin.

Die Erlaubnis der Masseneinwanderung wäre nun ein großes Zugeständnis von seiten der türkischen Regierung, für das man ihr wieder Zugeständnisse machen müßte. Das kann ungefähr in folgender Weise gemacht werden. Es wird für die Erlaubnis der Einwanderung von Juden in Palästina in dem großen Maßstabe, wie es notwendig ist, eine Anleihe geboten. Diese Anleihe basiert auf einem Tribut, welchen die Juden zu zahlen haben. Dafür giebt es in der Geschichte eine Menge von Beispielen, das ist also nichts Ungewöhnliches. Der Tribut wäre für die ersten Jahre von 100000 Pfund Sterling beginnend gedacht und würde bis zur Höhe von etwa einer Million Pfund Sterling ansteigen. Auf diesen Tribut wird dann das Anlehen gemacht. Es könnte also die Türkei ein ansteigendes Anlehen bekommen, das mit zwei Millionen Pfund Sterling beginnt und bis zu 20 Millionen Pfund Sterling ginge. Das ist wenigstens etwas, das ernsthaft diskutiert wird und nicht nur am Kaffeehaustische oder im Wirtshause, sondern von Leuten, die einiges zu verfügen haben.

Der Tribut, welcher dem Anlehen zugrunde liegen soll, kann durch die bestehenden Kolonisierungsgesellschaften garantiert werden. Es giebt namentlich einen sehr großen Fond, der dazu beinahe ausreichen würde. Immerhin wäre man dabei noch auf die Mitwirkung, wenn schon nicht auf das Geld der Hochbank angewiesen.

Käme man aber nicht in der nächsten Zeit zu einer solchen Verständigung mit der Türkei, so könnten die Juden inzwischen überall einen Nationalfond für diesen Zweck sammeln. Der Fond müßte selbstverständlich überall in der Verwahrung derjenigen bleiben, die ihn gesammelt haben. Auch bedingte Subskriptionen würden genügen.

Daß ein solcher Fond zu sammeln ist, wird jedem Juden einleuchten. Nicht nur denen, die, wie beispielsweise gewisse russische Zionisten, das Land, das sie kaufen wollen, unter sich auslosen und also darin eine Art von Lotterie konstruieren. Es wird auch denjenigen einleuchten, die keine Auswanderungsgedanken haben, weil sie erkennen werden, welche Sicherung ihrer Existenz darin liegt, wenn es gelingt, die Massen von russischen und rumänischen Juden dort anzusiedeln.

Zur Leitung der verschiedenen wirtschaftlichen und technischen Aufgaben würde eine Jugend verwendbar werden, der jetzt in vielen Ländern das Vorwärtskommen schon sehr erschwert ist. Es würde dadurch eine große Erleichterung bewerkstelligt werden, die sich überall bemerkbar machen müßte, und zwar bis zu dem Grade, wo man auch bemerkt, daß die Juden nicht mehr in genügender Anzahl vorhanden sind. Es würde zum Schwinden und zum Zusammenbruche des Antisemitismus führen. . . .

Man soll nicht mit einem billigen Witze sagen, daß wir im Sinne der Antisemiten sprechen. Das ist falsch! Es schwärmen ganz ernste und durchaus nicht judenfeindliche Christen für diese Idee. So wie in der Griechenzeit die Aufrichtung Griechenlands der Menschheit gefallen hat, so wird ein Schrei der Bewunderung durch die Welt gehen, wenn diese getretenen Juden sich unter den Beschimpfungen so hoch aufrichten. Und darum glaube ich, daß wir in einer solchen Zeit, ob uns auch manche einzelne Ansicht trennt, ob der eine sein Ideal etwas weiter vorwärts oder ostwärts setzt als der andere, daß wir uns einander nähern und fest zusammenhalten sollen, weil man uns auch in Bausch und Bogen bekämpft.

Ich weiß nicht, ob wir noch in dieser Generation die Befreiung aus Schimpf und Elend erleben werden. Möglich ist es, vorausgesetzt, daß wir klug und entschlossen sind. Aber das weiß ich, daß schon das Wandern auf diesem Wege uns zu anderen Menschen machen wird. Wir gewinnen unsere verlorene innerliche Einheit wieder und mit dieser ein bischen Charakter, und zwar unseren eigenen Charakter, keinen marranischen, erborgten, unwahren, sondern unseren eigenen. Und dann erst wollen wir mit allen anderen rechtschaffenen Menschen wetteifern in Gerechtigkeit, Nächstenliebe und hohem Freisinn, wollen uns auf allen Feldern der Ehre bethätigen, in Kunst und Wissenschaft es vorwärts zu bringen trachten, damit ein Glanz von unseren Thaten auf die Aermsten unseres Volkes zurückfalle."

So weit Herzl. In Ihrem ersten Artikel, der Ihre Leser mit dem „Judenstaat" bekannt machte, haben Sie Dr. Herzl treffend als einen Mann bezeichnet, dem der Zionismus kein Geschäft und sein Projekt kein Phantom, dem es heiliger Ernst ist mit seinem Plane und seiner Propaganda. Man darf daher erwarten, daß Ihr gesch. Blatt weder den „Judenstaat" noch seinen Urheber totschweigen, sondern die Leser über den Fortgang der Bewegung informieren werde.

Das „modernste" Gebetbuch.

III.

Im Leel boruch sagt Vogelstein: „Wir wollen dir in frommer Andacht liebliche Weisen anstimmen und Loblieder weihen" — „fromme Andacht" und „liebliche Weisen" riechen nach Selbstlob, d. h. in der Vogelsteinschen Fassung, denn im Original bezieht es sich nicht auf uns, sondern auf

die „Seraphim, Ophannim und Chajoth“: „sie stimmen an;“ ferner „weiht“ man Gott kein Loblied. Man kann sich und sein Thun Gott, d. h. dem Dienste Gottes weihen; wenn ich aber ein Loblied weihe, so erweise ich ihm eine Ehre, und das ist bei Gott nicht am Platze.

Das. „den Blick zu deiner Himmelshöhe“ gewandt, hat dein Sänger den Ausspruch gethan: „Danket dem Herrn, der die großen Himmelslichter geschaffen.“ Wie bombastisch, wie leer und wie falsch! Von dem Sänger, der „die großen Himmelslichter“ in den Nebensatz bringt, kann man nicht mehr sagen, daß er den Blick zur Himmelshöhe gewandt habe. Der Hauptsatz giebt die Richtung des „Blickes“ an, und der spricht von Gott. Vogelstein hat kein Gefühl für das Zurücktreten des Nebensatzes. Und seit wann „thut“ ein „Sänger“ einen „Ausspruch“? Und wer hätte das gedacht, daß die Aufforderung: „Danket dem Herrn, der die großen Himmelslichter geschaffen“ ein — „Ausspruch“ ist? Das ist eine Entdeckung, eine Original-Idee des Herrn Dr. Vogelstein. Ich begreife nur die Westfälischen Lehrer nicht, daß sie ein solches Deutsch und eine solche Logik sich aufoktroyieren lassen. Solche Fehler wären schon für einen Tertianer-Auffsatz zu viel.

Im Ahawo rabbo sollen wir beten: „Gieb auch uns einen einsichtsvollen Sinn, daß wir deine Lehre begreifen und sie in Liebe und Herzensfreudigkeit üben.“ Das Original war bescheidener und war schon mit der bloßen Uebung, als Blüte des Forschens, zufrieden. Herr Dr. Vogelstein hat eine bessere Meinung von uns; das Ueben setzt er als selbstverständlich voraus, dazu braucht man Gottes Beistand nicht; aber in Herzensfreudigkeit die Lehre zu üben, darum handelt es sich in unserer so religiösen (!) Zeit. Es ist das wieder so ein schönes Wort, um die innere Hohlheit zu verdecken, ein Kranz auf einem Sarge. Dr. Vogelstein weiß sehr wohl, daß „die Lehre üben“ nicht mehr die Sprache des modernen Publikums ist; darum will er es durch das Bouquet „Herzensfreudigkeit“ modernisieren Warum emanzipiert er sich aber nicht überhaupt von aller Phraseologie, die unsere moderne Anschauung nicht mehr wiedergiebt? Z. B.: „Gieb auch uns einen einsichtsvollen Sinn, daß wir deine Lehre begreifen und durch sie unsere Pflicht erfüllen und die Tugend üben.“ Das wird mehr Widerhall im Herzen des Beters finden, als das süßliche Gefasel: „Liebe und Herzensfreudigkeit.“

Das. „daß Liebe zu dir und Ehrfurcht vor deinem heiligen Namen beständig in unserem Herzen weilen“ — wie kalt, wie schal muß die „Liebe“ und „Ehrfurcht“ sein, von der wir keine andere Wirkung erwarten, als daß sie „in unserem Innern weile“!

Das. „denn auf dich vertrauen wir mit gläubiger Seele, die zuversichtliche Erwartung deines Heils und deines gnadenreichen Beistandes macht uns froh und fröhlich.“ „Froh und fröhlich“ das soll dem nogilo wenissmecho des Originals entsprechen. Aber ich denke, Herr Dr. Vogelstein wollte ja eine „freie Uebertragung“ liefern? Ist denn das „froh und fröhlich“ eine so wertvolle, inhaltreiche, oder auch nur gutklingende Phrase? Abgesehen davon, daß auch hier Herr Dr. Vogelstein seinem Publikum mehr Frömmigkeit zutraut, als das Original dem seinigen. Das Original sagt: „Auf deinen heiligen Namen, der stets groß und erhaben sich bewährt hat, vertrauen wir: o laß uns jubeln, dauernd uns erfreuen deiner Hilfe!“ Was hier als Gebet steht, verwandelt Dr. Vogelsteins gute Meinung von unserer Zeit zur Thatsache: wir sind in der zuversichtlichen Erwartung des Heils und des gnadenreichen Beistandes Gottes froh und fröhlich! Das ist doch nicht wahr! Wie kann man denn so ununterbrochen in den kindlichsten Utopien schwelgen? Herr Dr. Vogelstein sagt doch im Vorwort mit solcher Emphase: „Wir wollen wahrhaft sein in allem, was wir reden, und besonders wenn wir uns betend an den Gott der Wahrheit wenden!“

Das „Sch'ma“ übersetzt Dr. Vogelstein: „Höre Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einziges ewiges Wesen.“ Warum nicht: der Ewige ist unser Gott? „Der Herr“, diese Uebersetzung des Gottesnamens sollte sich im jüdischen Gottesdienste nicht so einbürgern, daß es sogar in das Sch'ma sich einschmuggelt. Der Ewige — wie viel religiöser klingt das schon, als der Herr? Der Ewige — das umfaßt schon die ganze Unendlichkeit Gottes: was ist dagegen das gehaltlose „der Herr“?

Und warum die mangelhafte Interpunktion? Nach „Höre Israel“ muß doch ein Doppelpunkt stehen und am Ende des Satzes ein Ausrufungszeichen.

„Von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit aller Kraft“ — wie unsymmetrisch! Warum nicht genau nach Original: „Mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Vermögen?“ Kann man denn bei „Vermögen“ nicht ebensowohl an die psychologische, wie an die nationalökonomische Bedeutung denken? Ueberhaupt ist das „von ganzem Herzen“ viel abgeblaßter, vergriffener als das persönlich gehaltene: „mit deinem ganzen Herzen“ 2c. — „Wenn ihr auf meine Gebote hört, die ich euch heute erteile“ — gewöhnlich werden nicht Gebote, sondern nur Befehle „erteilt“. — „So werde ich eurem Lande Regen geben zu rechter Zeit, Frühregen und Spätregen“ — das muß heißen: „zur rechten Zeit“, denn es ist eine bestimmte Zeit, um die es sich handelt: Frühregen und Spätregen. — „Daß du einsammelst dein Getreide“ 2c. — hier ist das Einsammeln fälschlich zu einer Folge des Regens gemacht. Es muß vielmehr heißen: „Und du wirst einsammeln dein Getreide“ 2c. — „Ich werde auf deiner Flur Gras sprießen lassen für dein Vieh“ — für das „Vieh“ ist „sprießen“ zu gewählt, für das Vieh genügt „wachsen“. — Das. „und ihr bald schwinden müsset von dem gesegneten Lande“ — das Original hat nur „schwindet“. Warum auch „müsset“? „Kein Mensch muß müssen“, und besonders im Geiste dieses Bibel-Stückes, das „Glück und Unglück“ als „Lohn und Strafe“ hinstellt. Da giebt es kein „Muß“, die Bekehrung kann jedes Unglück abwenden. — „Ich bin der Ewige, euer Gott“ — besser: „Ich, der Ewige, bin euer Gott.“ Auch stimmt dies Ende: „der Ewige, euer Gott“ nicht zum Anfange: „der Herr, unser Gott“.

Im Emess wejazziw: „Sein Wort voll Lebenskraft und Kerngehalt“ — „Kerngehalt“ erinnert an Kernseife. — „Das ist ein wahres und wahrhaftiges Wort, bewährt und lieblich, giltig und feststehend“ — für das „Liebliche“ scheint Herr Dr. Vogelstein ein faible zu

haben, oben waren es „liebliche Weisen", hier ist es ein „liebliches Wort". Aber nur für das deutsche „liebliche", denn das hebräische „wenechmod wenoim" ist von Dr. Vogelstein gestrichen. Die Tautologien: „wahr und wahrhaftig, bewährt, gütig, feststehend" klingen aber gar nicht — lieblich. — „In Weltenhöhen ist Dein Thron, doch Deine Gerechtigkeit und Deine Huld reichen bis zu der Erde Enden". Wo sind die „Weltenhöhen" und wo der „Erde Enden"? Oder vielmehr: wo sind sie nicht? Und was rechtfertigt den Gegensatz: „Doch" ꝛc.? — Das Ptolemäische Weltsystem des Originals ist uns gar nicht mehr geläufig, und doch ist die Sprache des Originals weniger fremdartig: „Erhaben über der Welt ist Dein Thron, und Deine Gerechtigkeit und Deine Huld waltet auch da, wo die Erde nicht mehr ist". Das hebräische ephes ist weniger ein „Ende" als ein „Nichtsein". „Heil dem, der sich zu Herzen nimmt, was Du lehrst und kündest" — wieder eine schale Tautologie und eine Unrichtigkeit: ein „Künden" „sich zu Herzen nehmen" ist eine Künstelei. „Das haben unsere Väter froh erfahren" — hier soll das kalte „erfahren" durch das warme „froh" auf eine höhere Temperatur kommen, ist aber dadurch nur unnatürlich geworden. „Da rang sich aus tiefster Seele das Lied empor zu Dir" — ein Lied „ringt" sich nur dann „aus tiefster Seele empor", wenn es ein Klagelied ist, hier ist die Rede vom „Lob- und Dankliede" und das schwingt sich empor. „Moses und die Kinder Israels stimmten das Wort des Preises Dir zu Ehren an" — ein Wort des Dankes ꝛc. ist gebräuchlich, u. z. da wo man den geringsten Dank bezeichnen will. „Kein Wort des Dankes, der Ermutigung, des Trostes ꝛc. haben", d. h. auch nicht ein Wort. Ein „Wort des Preises" ist also eine Herabsetzung des Preises. Und dann: Kann man auch ein „Wort" anstimmen? — Und haben Mose und die Kinder Israel ihr Wort des Preises „Gott zu Ehren" angestimmt? Ich meine, der Gott, der das Schilfmeer spaltete, bedurfte dieser Ehre nicht, das ist ein Licht, um die Sonne zu beleuchten! Man kann sich zur Ehre Gottes hinopfern; aber wenn die Allmacht Gottes so wunderbar zu Tage tritt, wie am Roten Meere, ein „Wort des Preises Gott zu Ehren anstimmen" — nun, der Gedanke ist so schnitzerhaft, wie die sprachliche Einkleidung. — Das Mi chomocho übersetzt Dr. Vogelstein: „Wer ist wie Du . . . . prangend in Heiligkeit, ehrfurchtbar in Ruhmesthaten, Wunder vollbringend"! Ist das eine Uebersetzung des Gebetbuches oder die Uebersetzungsprobe eines Tertianers? „Ehrfurchtbar", eine Bereicherung (?) der deutschen Sprache aus dem Jargon des Gebete-Uebersetzens! Und das ganze, welche Krüppelhaftigkeit! Hier ist wieder eine Konstruktion, wie die oben zu Nischmath („das Gedächtnis deiner Thaten") angemerkte. Der Hebräer zieht zusammen: „Wer ist Dir gleich unter den Göttern, Ewiger? Wer ist gleich Dir, mächtig in Heiligkeit, erhaben im Ruhm, ein Wunderthäter!" Der Deutsche muß das auflösen: „Wer ist, gleich dir, allmächtig und heilig, erhaben und ruhmvoll? Wer, gleich dir, ein Wunderthäter"? Das. „Ein neues Lied weihten die Geretteten deinem Namen" — Gott „weiht" man kein Lied, wie schon oben bemerkt, und was das für ein neues Lied war, das darf der wissen wollen, der Deutsch betet. —

Auch hier haben wir noch lange nicht beanstandet, was uns unrichtig erschien. Wir griffen ebenfalls nur das Auffallendste heraus. — M.

Wochen-Chronik.

— **Ein antisemitisches Blatt für die jüdischen Kultusbeamten.** Der Not der jüdischen Kultusbeamten verschließt die Freisinnige Tagespresse Deutschlands Augen und Ohren, dies ist wohl für das Stöckersche „Volk" Veranlassung, für die armen Kultusbeamten einzutreten. Zu der Notiz, daß der „Provinzialverband jüdischer Lehrer" beschlossen hat, an geeigneter Stelle zu petitionieren, daß die Kündigung von Beamten seitens der Gemeinde der behördlichen Prüfung und Genehmigung zu unterliegen habe, bemerkt die Redaktion: „Jüdische Blätter (gemeint sind die liberalen Tageblätter, die von den antisemitischen Zeitungen konsequent „Judenblätter" genannt werden) eifern genug um die bessere Besoldung der Volksschullehrer, was ihnen natürlich nicht verwehrt sein soll; um die der jüdischen Kultusbeamten kümmern sie sich herzlich wenig und in diesen Kreisen sind die Verhältnisse meist entsetzlich ärmlich und der Aufbesserung wohl bedürftig. Jedenfalls ist auch die harte Unterthänigkeit, in der die Juden ihre Gemeindebeamten zu halten pflegen, eine sehr empfindliche Maßregel, die an anderen Religionsgesellschaften sicherlich wohl getadelt werden würde, im eigenen Lager aber mit bekanntem Pharisäismus übersehen wird." — Zu unserer Beschämung müssen wir zugeben, daß das antisemitische Blatt hier kein Wort zu viel gesagt hat.

— **Der Juden Anteil am deutschen Staatsleben im Mittelalter.** Wie eine Ironie auf die Bestrebungen der Antisemiten, die die jüdischen Bürger des Deutschen Reiches zu „Fremden" stempeln wollen, liest es sich, wenn Karl Lamprecht in seiner „Geschichte des deutschen Volkes" am Schlusse eines Kapitels über mittelalterliche Wirtschaftsgeschichte sagt: „Allein wenn sich auf dem Gebiete der Finanzverwaltung die Spuren einstiger jüdischer Einwirkung verwischen ließen, so blieb diese Einwirkung doch jedenfalls in der Gesamtgeschichte der Territorialbildung nicht ohne tief eingreifende Ergebnisse. Wohl schwerlich wird sich in anderen deutschen Territorien die Bedeutung des jüdischen Einflusses bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts in ebenso sicherer Weise veranschaulichen lassen, wie in Trier — wo wird uns denn überhaupt ein gleich übersichtliches Bild einer Landesfinanzverwaltung gezeigt —, indes wird es doch möglich sein, in den meisten Territorien einzelne Spuren einer in analoger Weise ausgebildeten Einwirkung aufzuweisen. Ist dies aber der Fall, so kann den Juden ein bemerkenswerter, wenn auch erzwungener Anteil an der Entwickelung des deutschen Territoriums und damit des modernen deutschen Staates nicht abgesprochen werden."

— Eine **„Berichtigung."** In Nr. 39 unseres Blattes reproduzierten wir einen Brief, den das hebräische Jahrbuch „Achiassaf" aus Jaffa erhalten und in seinem jüngsten Hefte zum Abdruck gebracht hat. Der Brief zeichnete in düstern Farben die Verwahrlosung, die inmitten der jüdischen Kolonisten in Palästina Platz gegriffen, und machte hüben umso-

mehr Eindruck, als der Verfasser des Briefes, Herr Eisenstadt in Jaffa, als Leiter des Arbeitsausschusses des Odessaer Palästina-Vereins uns genannt und von uns bezeichnet wurde. Nun sendet uns Herr Eisenstadt folgendes Schreiben: „. . . In der Nr. 39 Ihrer geschätzten Zeitschrift steht ein Artikel, der eine Uebersetzung meiner hebräischen Arbeit im Achiassaf sein soll. Diese angebliche Uebersetzung ist leider zu ungenau und tendenziös gefärbt und durchaus nicht sinngetreu. Als Publizist, welchem die Sache sehr nahe am Herzen liegt, betrachte ich es als meine Pflicht, sowohl die guten, als auch die schlechten Seiten unserer Arbeit zu beleuchten. Sie haben aus der Serie meiner diesbezüglichen Artikel gerade denjenigen gewählt, der dem nicht eingeweihten Leser als gegen die zionistische Sache sprechend scheinen wird. Da die Wahrheit doch die erste Bedingung zum Gelingen solcher großen Unternehmungen ist, so ist die Erkennung auch der Schattenseiten den Zionisten sehr gelegen. Ich bitte Sie, diese Berichtigung abzudrucken. Außerdem erlaube ich mir zu bemerken, daß ich keineswegs dem Arbeitsausschusse des Odessaer Palästinavereines vorstehe, sondern nur ein Mitglied desselben bin." — Ohne das Wort „Jaffa" im Poststempel und den Namen Eisenstadt auf dem Briefbogen würden wir an eine plumpe Mystifikation geglaubt haben. Denn die in dieser „Berichtigung" behaupteten Thatsachen sind sämtlich **unwahr**. Unsere freie Wiedergabe des Berichtes ist weder „ungenau" noch „tendenziös gefärbt" noch „nicht sinngetreu", davon kann sich jedermann überzeugen, der **beide** inbetracht kommenden Sprachen versteht. Unwahr ist, daß der Bericht aus einer „Serie diesbezüglicher Artikel" gewählt worden sei; Herr Eisenstadt hat außer dem reproduzierten Berichte, ein völlig abgeschlossener Beitrag, keine Zeile mehr in dem uns vorliegenden „Achiassaf" geschrieben. Richtig scheint nur eines, daß nämlich Herr E. nicht **Vorsitzender**, sondern **Mitglied** des Arbeitsausschusses ist; dieses eine jedoch hatten wir nur als eine uns gewordene Mitteilung registriert, diese Rangverschiebung ändert aber auch nicht das mindeste an der Wahrheit des düsteren Berichts und an der Kompetenz seines in Palästina lebenden, mit den Zuständen in den Kolonien vertrauten Verfassers. Wir stellen die heutige Nr. Herrn Eisenstadt rekommandiert zu, und sollte er trotz dieser Widerlegung den Mut haben, unsere Reproduktion in Nr. 39 als ungenau und tendenziös hinzustellen, so werden wir seinen hebräischen Bericht abdrucken und übersetzen, damit sich die Leser überzeugen, daß **diesmal** die Wahrheit **nicht** von Palästina ausgegangen ist.

— **Anklage und Rechtfertigung.** Im „Nabljudatelj" („Beobachter") erschien dieser Tage ein wütender Ausfall gegen die Juden in Polen, der diese für alles und jedes, was je in Polen geschehen und den Polen widerfahren, verantwortlich macht. Der halboffiziöse „St. Petersburg Herold" reagiert auf den Angriff und wehrt ihn ab, indem er das im „Nabljudatelj" entworfene Bild als grell und tendenziös bezeichnet, und dann fortfährt: „Den Juden ist der Verfall des polnischen Staatswesens am allerwenigsten zuzuschreiben. Der ausschlaggebende Grund hierzu ist zweifelsohne die bekannte Disziplinlosigkeit des polnischen Adels im Besonderen und die politische Unreife des Volkes im Allgemeinen gewesen. So verwerflich alle parasitären Existenzen und Bestrebungen sein müssen, so ungerecht muß andererseits der den Juden zum Vorwurf gemachte Ruin der Gutsbesitzer und Bauern genannt werden. Sollte dieser Ruin thatsächlich nur den Juden zuzuschreiben sein, oder muß nicht vielmehr ein großer Teil der Schuld den von dem Ruin Betroffenen zur Last gelegt werden? Die gerechte Ueberlegung wird sich umsomehr der letzteren Annahme zuneigen müssen, als die Konformität der Verhältnisse in anderen Rayons eine für die Juden bedeutend günstigere Beurteilung ergiebt. In Kurland giebt es beispielsweise nur wenige Güter, welche sich nicht der Dienste jüdischer Faktore im weitesten Maße bedienen und doch ist dort noch nie auch nur ein Fall zu verzeichnen gewesen, in welchem der Faktor seinen Herrn von Haus und Hof vertrieben hätte; im Gegenteil, der jüdische Faktor erfreut sich dort seiner Gewandtheit und hoher Ehrlichkeit wegen des allerbesten Rufes. Ungerecht ist es schließlich, den Juden ihre Vorliebe für die leichteren Erwerbszweige zum Vorwurf zu machen. Ganz abgesehen davon, daß man zahlreiche Juden oft die allerschwersten Arbeiten, wie z. B. das **Steinklopfen** auf den Chausseen 2c. verrichten sieht, kann den Juden unmöglich die Bethätigung der Intelligenz, welche gerade bei den leichteren Erwerbszweigen umfassend verwertet werden kann, als Verbrechen angerechnet werden. Die Verallgemeinerung einer solchen Annahme müßte folgerichtig nur der rohen, physischen Arbeit eine Existenzberechtigung zugestehen."

Feuilleton.

Die ewig moderne Bedeutung des Chanukahfestes.

(Zu **Sabbat-Chanukah**.)

Was feiern wir am Chanukahfest? Etwa die **Siege** der Makkabäer? Nein! Ein Glaubenskreis, der nicht den „Triumph" seines Bekenntnisses (ecclesia triumphans) von seinem Messias erwartet, sondern das Aufhören der Kriege; der den „Frieden" gleichsam als das Wappen des Messias-Reiches betrachtet — ein solcher Glaubenskreis kann nicht **Siege auf dem blutigen Felde der Schlacht** zum Gegenstande einer religiösen Feier machen. Und am wenigsten Siege, die Jahrtausende hinter uns liegen; Siege, denen schon unzählige Niederlagen und Demütigungen gefolgt sind! Nein, eine alljährlich zu begehende Feier darf sich nicht auf einen eitlen Ruhmeskranz beziehen, der längst verwelkt ist.

Israel feiert **überhaupt** keine Siege. Jeder **Sieg** hat zur Kehrseite eine **Niederlage**, und was im Siege als „Sieg" gefeiert wird, ist die „Niederlage" des Feindes. Israel feiert aber nie die Niederlage seiner Feinde, denn Israel ist nie der **Feind** seiner Feinde. Im Gegenteil: Israel dämpft seine Triumphgesänge über eigene Rettung, sobald diese nur durch Vernichtung der Gegner erkauft werden konnte. So hat der Talmud — der verschrieene, angefeindete **Talmud**! — die Freudengesänge der Synagoge über die Befreiung aus Egypten seiner kräftigsten Jubel-Akkorde beraubt, weil der Tod der

Egypter im Schilfmeer die Folge dieser Befreiung war. Darum lassen wir auch heute noch aus dem Psalmen-Zyklus „Hallel" die Hälfte des dritten und des vierten Psalms weg, von dem Tage an, an dem die Egypter zur Verfolgung Israels auszogen, vom dritten Peßachtage an, weil diese Verfolgung für Pharao und die Egypter verhängnisvoll wurde. — Nein, nicht der Sieg und sein eitler Glanz ist es, zu dessen Erinnerung und Feier Israel alljährlich seine Chanukahlichtlein anzündet, sondern es ist — die Selbstbehauptung Israels gegen den Vernichtungskampf, den das Griechentum durch die Macht der Syrer gegen Israel, gegen das Judentum geführt hat.

Israel, als Israel, hat nie für den Sieg, nie für die Herrschaft gekämpft, sondern nur für seine Freiheit, für seine Unabhängigkeit in seinem religiösen Leben. Herrschen will Israel nicht, es will nicht, daß irgend eine Religion sich dem Judentum politisch oder sozial unterordne. Israel betrachtet die Herrschsucht einer Religion als eine Gefahr für deren innere Freiheit. Jeder Herrschsüchtige ist von seinen Untergebenen ebenso abhängig, wie diese von ihm. Der „Hammer" dünkt sich ja mehr zu sein als der „Amboß", aber ebenso hart, wie der Hammer den Amboß trifft, trifft der Amboß den Hammer. Wie viel edle geistige Kraft verbraucht eine Religion, die herrschsüchtig ist, auf die Behauptung ihrer Herrschaft, die viel besser auf die Bethätigung ihrer Lehren und Grundsätze verwendet würde! Ja, wie oft geraten Lehren und Grundsätze in Kollision mit der Herrschsucht, und diese bleibt Siegerin! Hätte je ein Scheiterhaufen geflammt, wenn die Religion nicht von der Herrschsucht überflügelt worden wäre? Das Judentum als Religion ist absolut frei von dem Element der Herrschsucht, ja selbst seine Freiheit und Unabhängigkeit verlangt es nicht in dem Umfange, daß es den andern Bekenntnissen hinderlich oder störend werden könnte. Was es abweist, was es zu bekämpfen sich verpflichtet fühlt mit aller Kraft, das ist nur der beabsichtigte Eingriff in sein religiöses Leben. In seinem religiösen Leben will es kein Kommando anerkennen und sich zu keiner Subordination verstehen.

Israel will nur sich behaupten, und aller Sieg hat in Israel nur insofern Wert und Bedeutung, als der Sieg unbedingt erforderlich ist für die Selbstbehauptung Israels. So ist es auch mit den Makkabäer-Siegen: die erneute Einweihung des durch Götzendienst verunreinigten Altars, der wiedereingerichtete Tempeldienst, die wiedergewonnene Freiheit der Religion wird gefeiert in unserem Chanukahfeste, nicht die kriegerischen Ruhmesthaten der Makkabäer.

Die Makkabäersiege sind durch härtere Niederlagen verdunkelt worden, ja sie haben diese Niederlagen herbeigeführt, indem sie eine Partei ins Leben riefen, die mit ihrer Herrschsucht sich zur Religion Israels in Gegensatz stellte: die Partei der Sadduzäer. So wurden die Makkabäersiege selbst eine Gefahr für den Bestand und die Reinheit der Religion Israels. Mögen andere sich dem Siegesrausch hingeben, Israel war stets nüchtern genug, um sich bewußt zu sein, daß auch ein Siegesrausch ein — Rausch ist. Israel feiert seine Selbsterhaltung durch die ihm innewohnende Kraft, und je größer spätere Niederlagen waren, je tiefer es von späteren Feinden niedergedrückt wurde, je gefährlicher der Haß einer Welt ihm Vernichtung drohte, um so ruhmvoller steht die innere Kraft des Judentums da, die sich auf dem Schauplatze der Geschichte erhalten und behauptet hat. Das ist die ewig moderne Bedeutung des Chanukahfestes. Dr. J. Goldschmidt.

Das große Sterben.

Novelle aus dem deutschen Mittelalter von Wilhelm Jensen.
(Fortsetzung.) Nachdruck untersagt.

Ein Blick seiner ernsten Augen traf Tamar, und sie legte den Arm um den Nacken des Thorwärtertöchterleins und schritt mit ihr die Treppe hinab, während Lea die Mägde herbeirief und nach der Vorschrift des Arztes ein gewaltiges Feuer aus Chamomillen im Kamin entzünden ließ. Drunten vor der Thür küßte Tamar die neue Freundin liebreich zum Abschied und blieb ihr nachsehend stehen, wie sie mit der hohen Gestalt Thubals durch die Judengasse hinabschritt. Und wenn Sybille sich umwendete und zurückwinkte, war es ihr, als stände sie noch immer droben in dem ersten Gemach vor dem wunderbaren Bilde, aus dessen Rahmen die schöne Tamar, „schöner als alle Christenfrauen", liebreich und majestätisch herabsah.

Doch die abergläubischen Gedanken, welche sie bei ihrem Kommen übermannt, waren verschwunden und eine mädchenhaft-ungestüme Neigung an ihre Stelle getreten, die sogar das freundliche Bild ihres Beschützers verblassend zurückgedrängt hatte, die gewaltsam in dem jungen, unberührten Herzen erwacht war und mit anmutiger Erinnerung verschmolz. Leidenschaftliche Freundschaft, deren Mut der Verachtung trotzte, mit dem ihr Vater, mit dem die Welt, die sie bis jetzt umgeben, den Gegenstand derselben verfolgte.

Sie hatte im Anfang Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen; der Arzt ging nachdenklich und langsamer, als seine frühere drängende Eile erwarten ließ, neben ihr her.

„Euer Vater ist Wächter am Frankfurter Thor, Jungfrau, und er haßt unser Volk?"

Sybille wich errötend dem Blick des Arztes aus und nickte leise mit dem Kopf. „Woher wißt Ihr es?" versetzte sie zögernd.

„Weil Niemand uns liebt, als unsere Brüder," erwiderte Thubal ruhig; „weil die Welt sagt, wir treiben Wucher, und häufen das Gold der Armen, weil sie sagt, daß wir Christenkinder auf unseren Altären opfern, und wenn Krankheiten hereinbrechen, Gift in die Brunnen geworfen haben, um Euch zu verderben, und weil es Unglückliche giebt, die daran glauben."

Das Mädchen senkte verstummend die Stirn, dann sah sie mit klaren Augen zu ihm auf. „Ich habe es nie geglaubt," versetzte sie traurig, „denn ich weiß, Ihr betet zu demselben Gott, wie wir, — aber —"

„Aber —?" wiederholte er, da sie schwieg.

„Aber es giebt boshafte Menschen, Herr," fuhr sie hastig fort, „hütet Euch vor ihnen. Ich wollte Euch warnen, doch ich hatte es vergessen über all dem, was dazwischen gekommen."

Sie erzählte atemlos die Unterredung der Junker, die sie am Morgen vernommen. Das Gesicht Thubals wurde immer düsterer, Gedanken jagten sich auf seiner Stirn. Endlich stockte sie, abgebrochen teilte sie die Worte des leise geführten

Gesprächs mit, die sie nicht verstanden. Das Ghettothor lag vor ihnen und der Arzt stand still.

Er atmete heftig. „Sprecht zu niemandem, was Ihr zu mir gesprochen, Jungfrau,“ sagte er mit gedämpftem Ton, „und nicht zu Eurem Vater, daß Ihr in der Judengasse gewesen, wo Ihr die schöne Tamar Eure Schwester genannt habt.“

Das letzte war fast wie fragend gesprochen, in einer Art, die Sybille nicht begriff. Sie erwiderte: „Ja!“ und setzte, da er noch immer innehielt, hinzu, „ich gehe weiter mit Euch, Herr,“ doch sie stockte vor dem feierlichen Ausdruck, mit dem seine Augen sich in die ihren hefteten, daß sie dieselben in ihre Seele hinabdringen fühlte.

„Ich gehe jetzt, um zu sehen, ob es in meine Hand ist gegeben, meinen Mitmenschen zu helfen,“ unterbrach er sie mit tiefem Ernst. „Ihr habt heut Morgen erfahren, Jungfrau, daß es schön ist, einem Menschen das Leben zu erhalten. Aber schöner ist es, wenn man kann viele erretten vor'm Verderben; denkt an mich, Jungfrau, wenn ich nicht mehr da sein könnte, um es Euch zu sagen, und der Herr es in Eure Hand geben sollte, daß Ihr könntet viele retten, weil Ihr Mut habt und Erbarmen.“

Er reichte dem verstummenden Mädchen die Hand und zog einen Ring aus gelber Seide hervor, den er am Oberarm befestigte. „Es ist nicht gut für Euch, daß Ihr weiter mit mir geht, mit dem Merkmal, Jungfrau,“ fuhr er ruhig fort: „lebt wohl, und wenn Ihr zur Nacht in Eurer Schlafkammer liegt, denkt an die schöne Tamar, die Ihr Eure Schwester genannt, und wenn Einer in der Dunkelheit pochen sollte an Euer Fenster und sagt „Thubal!“ da thut ihm auf um der schönen Tamar willen, Eurer Schwester.“

Sybille nickte mit dem Kopf. Sie wußte nicht, weshalb, aber die Thränen traten ihr in die Augen, an denen so viel Seltsames und Erschreckendes, ohne sie feucht zu machen, vorübergezogen. Es lag etwas so sonderbar Bewegtes in dem Ton des besonnenen Mannes, der zu ihr sprach, den sie kaum gesehen und zu dem sie sich ebenso hinzogen fühlte, wie zu den anderen, daß sie hätte vor ihm niederfallen und ihr Gesicht an seine Knie hätte schmiegen mögen, — es klang so feierlich ergreifend wie Abschied, wie Vermächtnis eines Sterbenden, daß sie laut aufschluchzen mußte und die Hände über die Stirn legte und weinte. Doch sie fühlte, daß er auf eine Beantwortung auf seiner wunderlichen Frage harrte, und hob wieder den Kopf und versetzte leise:

„Mein Fenster ist dem Thor zunächst und Rosen und Myrten stehen davor —“ Das Schluchzen unterbrach sie.

„Es ist gut, Jungfrau; Deine Myrte soll blühen und Deine Rose duften. Gott segne Dich,“ erwiderte Thubal liebevoll.

Sie fühlte, daß er seine Hand auf ihr Haar legte, daß eine Thräne auf ihre Stirn herabfiel, — als sie aufblickte, stand sie allein in der einsamen Judengasse und die hohe Gestalt Thubals ben Abia war durch das Ghettothor verschwunden.

Hastig lief sie auf das Thor zu, ihr war, als hätte sie ihn noch um etwas zu fragen, ihm eine Zusicherung zu geben, aber sie erblickte ihn nur noch, wie er bereits eilenden Fußes die Gasse entlang schritt und vermochte ihn nicht mehr zu erreichen. Dann stieg ein Nebel zwischen ihm und ihr empor, es war eine dichte Rauchwolke, die von einem in der Straße angezündeten Feuer aufwallte und seine Figur, wie in einen grauen Sterbeschleier gehüllt, ihren Augen entriß.

Trübsinnig, von schwermütigen Gedanken umdrängt, schlug sie den Weg zum Hause ihres Vaters ein.

„Es ist gut,“ sagte sie, die letzten Worte Thubals leise vor sich hinsprechend. Was hatte er gemeint, was war gut? Falsch und tückisch war die Welt umher und die Mittagssonne brach durch trüben Dunstschleier mit unheimlichem Licht auf die öden Straßen herab. Sie fühlte einen leisen Schmerz in der Schläfe, von dem es wie mit körperlichem Druck dumpflastend über ihren Kopf ausstrahlte. Aber es stieg keine Regung der Furcht in ihr auf. Eine Aufgabe stand vor ihr, die sie nicht kannte, nicht klar gewahrte, auf die sie warten mußte, bis sie zu ihr kam. Und dann „war es gut,“ und die Rosen und Myrten waren gesegnet und konnten gedeihen.

Schnell ging Thubal ben Abia seinem Ziele entgegen. Oft ward er durch Geschrei und Gedränge, das einen auf der Gasse zusammengestürzten Pestkranken umgab, angehalten, und leistete Hilfe, wo sie mangelte. Widerwillig gehorchten die Leute seinen Anordnungen, die Furcht überwog, aber Mißtrauen und Haß funkelten in jedem Blick, der sich auf die gelbe Binde und auf das orientalisch ausgeprägte Gesicht des Arztes richtete. Thubal schien nicht darauf zu achten, doch jeder Ausdruck, jeder leise Ruf des Ingrimms erreichte sein Ohr. Manchmal folgte ein Fluch dem Segen, den seine Hand bewirkt, doch dies schreckte ihn nicht ab, er gab Ratschläge, wo noch zu raten war, und horchte gespannt auf jede Verwünschung und Anschuldigung wider die Juden, die in dem Gelärm der sinnlos aufgeregten Menge umlief.

Leichenträger mit Bahren begannen jetzt die Straßen zu durchkreuzen, aus denen überall luftreinigende Feuer emporloderten. Thubal sprach zwei der Träger an und fragte, wohin die leblosen Körper gebracht würden? Sie erwiderten mürrisch, daß der Rat ein Pesthaus vor dem Thor errichtet habe, und maßen ihn mit giftigen Blicken, und er verdoppelte seine Schritte und eilte, ohne weiter anzuhalten, fort, bis er das Spital erreichte. Hier strömte es von allen Seiten zu und es ward ihm schwer, Erkundigungen einzuziehen, in welches Zimmer Hellem gelegt worden. Er begegnete mißtrauischen und gehässigen Augen, wohin er sah; endlich traf er auf einen Wärter, der ihm den Weg deutete und ihn boshaft mit den häßlichen Blicken anblinzelnd fragte, ob einer aus ihrer eigenen Mitte der Heimtücke der Juden zum Opfer gefallen?

Der Arzt gab dem ihm lauernd Nachblickenden, demselben, der am Morgen den Jüngling mit seiner Begleitung in Empfang genommen, keine Antwort und betrat schnell das düstere Zimmer, in welchem Hellem lag.

(Fortsetzung folgt.)

Hier und dort.

* **Berlin, 2. Dezember.** (Chanukahfeier.) Unter den erfreulichen Zeichen wiedererwachender Regsamkeit im jüdischen Leben Berlins ist nicht das geringste die vielseitige Teilnahme, die die öffentliche Feier auch der Feste zweiten Ranges

findet. Sogar die Synagogen der Hauptgemeinde haben sich aufgethan, um mit dem einzigen Pomp, den sie aufzuwenden vermögen, der Predigt, der Makkabäer zu gedenken, ihrer Thaten und der Lehren, die aus ihrem Wirken zu ziehen sind. In den Synagogen der Privatgemeinden hat man schon früher begonnen, das Chanukahfest zum Mittelpunkt von Veranstaltungen zu machen, die ein Zusammenwirken von Schule und Bethaus darstellen. Am hübschesten war die Feier in der Synagoge des Religionsvereins Westen (Passauerstraße 2). Hier fanden sich am Sonntag-Nachmittag 4 Uhr die Knaben und Mädchen der Religionsschule inmitten der Gemeinde ein. Nach dem gemeinschaftlichen Gebet und dem Anzünden des Festlichtes folgten poetische Vorträge der Kinder, die ein stolzes und frohes Bekennen zum Judentum zum Ausdruck brachten. Rabbiner Dr. Kroner ermahnte in kurzer, kräftiger Ansprache seine Zöglinge, die offenbares Verständnis für die Zeremonien und ihre Bedeutung zeigten, und verteilte die von dem Vereinsvorstande gespendeten Erinnerungsbücher. — Es kann nur mit Zustimmung begrüßt werden, wenn auf solche Weise in Erinnerung gebracht wird, daß das Bethaus in erster Reihe ein Lehrhaus sein soll.

Berlin, 2. November. (Pfarrer Pennekamp in Calcar,) der bei der hiesigen jüdischen Gemeinde für die Juden in Calcar petitionierte, hat jetzt den antisemitischen Radaubrüdern gegenüber einen schweren Stand; sie überhäufen ihn mit Schmähungen, so daß er öffentlich erklären muß, daß und wie er sie verachte. Die Veröffentlichung seines Briefes an den hiesigen Gemeindevorstand bezeichnet er als eine — wenn auch wohlgemeinte — Indiskretion. Dieser Vorwurf ist nicht unberechtigt, denn inderthat war es indiskret, das schlichte Schreiben eines gutmütigen Landgeistlichen aller Welt mitzuteilen; es war außerdem unklug, durch die Veröffentlichung dieses Schreibens den Pfarrer von Calcar als Trumpf gegen den Antisemitismus auszuspielen, denn dadurch sind dem hochherzigen Geistlichen Ungelegenheiten bereitet worden und unsere Gegner dürfen wieder einmal auf Kosten der Schwachen, die ihre Schwäche zeigen, auf unsere Kosten lächeln, und das haben wir Juden um das Bureau der jüdischen Gemeinde in Berlin doch nicht verdient!

* **Berlin**, 2. Dezember. (Studentenstreich.) Der „Göttinger Anzeiger" vom 6. November bringt unter „Universitäts-Nachrichten" folgende Notiz: „Soeben erschien der erste Band des mit großer Spannung erwarteten Geschichtswerks „Der Pentateuch", dessen Verfasser, der bekannte Berliner Professor Dr. Moses, sich längere Zeit in Egypten aufgehalten hat, um dort die nötigen vorbereitenden Studien zu seinem großen Werke zu machen. Das erschienene erste Buch führt den Titel „Genesis" und giebt interessante Aufschlüsse über die ältesten Zeiten der Menschheit." — Es scheint auf der Georgia Augusta Studierende zu geben, denen es ein satanisches Vergnügen macht, einen wenig unterrichteten oder sehr geistlosen Zeitungsredakteur auf den Leim zu locken.

* **Berlin**, 2. Dezember. (Reichsgerichtsentscheidung.) Betreffs der Anstellung ausländischer Juden im Kultusdienst hat das Reichsgericht als Revisionsinstanz dieser Tage folgende Entscheidung getroffen: „Das Edikt von 1812, welches im Interesse der öffentlichen Sicherheit die Beschäftigung von Ausländern in öffentlichen Aemtern untersagt, hat auch für den Kultusdienst Geltung. Der Verordnung ist der Charakter einer strafrechtlichen Bestimmung zuzuschreiben, weshalb zur Verhängung von Strafen der Nachweis bewußter Zuwiderhandlungen gegen das Edikt erforderlich ist."

* **Berlin**, 2. Dezember. (Statistisches.) Nach der soeben veröffentlichten Statistik über Geburten, Eheschließungen, Taufen und Trauungen im Jahre 1895 in Brandenburg wurden im verflossenen Jahre 15 Kinder jüdischer Eltern getauft. Die Stadt Berlin scheint in dieser Statistik nicht mit einbegriffen zu sein. — Die wichtigsten Ergebnisse der Volkszählung vom 2. Dezember 1895 für den preußischen Staat liegen bereits jetzt, kaum nach Jahresfrist, in endgiltiger Feststellung vor. Nach dieser hatte Preußen am 2. Dezember 1895 eine Bevölkerung von 31 855 123 Personen, die nach dem Religionsbekenntnis sich wie folgt verteilen: 20 351 448 Evangelische, 10 999 505 Katholiken, 119 245 andere Christen, 379 716 Juden, 5209 Personen verschiedenen oder unbekannten Bekenntnisses. Die Zahl der Evangelischen hat weniger zugenommen, als die der Katholiken; eine Vermehrung der Juden ist in dem Zeitraum fast gar nicht eingetreten.

* **Berlin**, 1. Dezember. (Ein antisemitischer Staatsanwalt.) Das B. T. schreibt: Es ist im allgemeinen mit Befriedigung zu konstatieren, daß der Antisemitismus in den amtlichen Funktionen unserer Richter und Staatsanwälte nicht zur Schau getragen wird. Um so energischer muß daher gegen jeden Vorfall Front gemacht werden, wo ein derartiges Zurschautragen bewußt oder unbewußt geschehen ist. So berichtet die „Düsseldorfer Bürgerzeitung", der wir natürlich die Verantwortung für ihre Meldung überlassen müssen, daß dort kürzlich der Staatsanwalt S. in einer Schwurgerichtsverhandlung gegen einen jüdischen Händler wegen betrügerischen Bankerotts die Aeußerung gethan habe: „Der auf der Anklagebank sitzende Semit lasse es erklären, daß der Antisemitismus in Deutschland Eingang und Boden gefunden habe." Sollte diese Aeußerung richtig sein, so müssen wir dagegen protestieren, daß die Sünden eines Einzelnen der Gesamtheit zur Last gelegt werden. Ebenso gut könnte der Herr Staatsanwalt, falls ein Katholik auf der Anklagebank säße, erklären, der Fehltritt dieses Katholiken lasse den Kulturkampf gerechtfertigt erscheinen.

* **Berlin**, 1. Dezember. (Mißverständnis?) Am 14. November meldete Herr J. B., Chorinerstraße 46 wohnhaft, auf dem Standesamt Eberswalderstraße 10 sein drittes Söhnchen an. Als er nach der Eintragung die Bescheinigung darüber zum Zwecke der Aufnahme in die jüdische Gemeinde ohne Erlegung von besonderen Gebühren, wie es bisher allgemein üblich, erbat, wurde ihm der folgende Bescheid: „Wir erteilen derartige Bescheinigungen nur zum Zwecke der christlichen Taufe; da Sie Jude sind, können wir Ihnen eine solche nicht ausstellen." Auf die Entgegnung des Herrn B., daß er über die Geburt seiner beiden älteren Söhne unterm 4. Januar 1895 und 25. Januar 1896 auf dem Standesamte zu Charlottenburg solche Bescheinigungen über die Eintragung dieser Geburtsfälle anstandslos erhalten hätte und diese auch

dem Beamten vorgelegt hatte, wurde ihm die Entgegnung: „Eine ministerielle Verfügung an die Standesämter, die allerdings neueren Datums ist, ordnet an, daß derartige Bescheinigungen über die Eintragungen von Geburtsfällen nur zum Zwecke der „christlichen Taufe“ auszustellen seien.

* **Berlin**, 1. Dezember. (In Sachen der Israelitischen Volksküche) erhalten wir folgende Erklärung: „Verehrliche Redaktion! In der Nummer 46 Ihres geschätzten Blattes bringen Sie eine Mitteilung „Ueber die israelitische Volksküche“ und bitte ich Sie hierdurch nachfolgende Erklärung gütigst aufzunehmen: Es ist naturgemäß, daß eine Volksküche, welche begründet ist, um Armen und Notleidenden ohne Unterschied der Konfession Speisen zu verabreichen, im Allgemeinen die sich herandrängenden Besucher weder wählen, noch einzeln abweisen kann. Selbstredend ist es Pflicht der Verwaltung für Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen. Leider ist dies nicht immer erreichbar, und es muß mit tiefstem Bedauern konstatiert werden, daß zu den Friedenstörern nicht allein die christlichen, sondern sehr oft auch die jüdischen Besucher gehören, was von den Ehrendamen sehr schmerzlich empfunden wird. Es ist indes durch tüchtige Aufsichtsbeamte in der letzten Zeit gelungen, verschiedene störende Personen auszuweisen, und es werden jetzt die Armen, die unsere Anstalt aufsuchen, in der Lage sein, die Speisen, die ihnen in schmackhafter und nahrhafter Weise bereitet und freudigen Herzens dargereicht werden, in Ruhe zu sich zu nehmen. Die Verwaltung der Israelitischen Volksküche.

Herrmann Abraham.“

-r. **Breslau**, 1. Dezember. (Der Wahlkampf) in unserer Gemeinde nimmt mit jedem Tage an Lebhaftigkeit zu, da die Repräsentantenwahlen schon am 11. d. M. stattfinden. Auch die Vertreter der bisherigen Machtinhaber, die sich als „Liberales Wahlkomitee“ zusammengethan haben, sind auf dem Plane erschienen und haben am Dienstag Abend ihre erste größere Versammlung abgehalten. Stadtrat Milch führte den Vorsitz. Kaufmann Hermann Haber, der das Referat übernommen hatte, machte die Anwesenden zunächst mit der Ursache bekannt, die zur Einberufung der Versammlung Veranlassung gegeben habe. Durch die maßlosen Angriffe in dem von Dr. Louis Neustadt redigierten „Volksblatt“, die in Verbindung zu bringen seien mit dem neugegründeten Wahlverein, wäre in der Gemeinde Uneinigkeit hervorgerufen worden. Amtsgerichtsrat Wollstein, ein Mitglied des Synagogenvorstandes, wies zahlenmäßig nach, daß die Verhältnisse in der Gemeindeverwaltung ganz anders liegen, als wie sie von Dr. Neustadt in seinem Blatte beschrieben worden sind. Durchaus unrichtig sei die Behauptung, daß die Armen der Gemeinde zu wenig unterstützt, dagegen für luxuriöse Einrichtungen große Aufwendungen gemacht werden. Bei einem Haushaltsetat von 195 000 Mk. würden 44 000 Mk. für das Armenwesen aufgewendet. Zurückzuweisen sei auch die Darlegung, daß die Zinsen von Stiftungen zu anderen Zwecken verwendet werden. Der Abputz der Synagoge habe auch nicht 10 000 Mk., sondern im Ganzen nur 1114 Mk., die Orgelreparatur nicht 30 000 Mk., sondern nur 300 Mk. gekostet. Unrichtig seien auch die Schulverhältnisse in der Gemeinde dargestellt; auch daß zwischen Vorstand und den Kultusbeamten kein gutes Einvernehmen herrschen soll, sei durchaus hinfällig. Die Beamten in der Gemeinde wären sogar besser gestellt als die staatlichen oder Kommunalbeamten; auch für ihre Pension sei gesorgt, ebenso für die Beamtenwitwen und -Waisen. Rechtsanwalt Dr. Kempner und Kaufmann Klemperer, die im Namen des neuen Vereins sprachen, erklärten, daß der Verein zu dem „Volksblatt“ keinerlei Beziehungen habe, und daß Dr. Neustadt veranlaßt worden sei, aus dem Vorstande auszuscheiden. Der Verein selbst habe indessen wohl seine Berechtigung; Herr Haber habe das vom Vereine aufgestellte Programm im allgemeinen anerkannt. Herr Klemperer führte noch an, daß der neue Verein den Frieden in der Gemeinde durchaus nicht stören wolle, was er am besten dadurch beweisen, daß ein Teil der bisherigen Repräsentanten von ihm selbst empfohlen werde. — Am Donnerstag hielt der „Wahlverein“ eine Versammlung ab, in welcher der Vorsitzende, Rechtsanwalt Schreiber, gegen die in der Versammlung der Liberalen ihm und dem Verein gemachten Vorwürfe, gegen die Identifizierung des Vereins oder seiner, des Vorsitzenden, Person mit Dr. Neustadt, besonders aber gegen die Leitung der vorgestrigen Versammlung Verwahrung einlegte. Auf der Tagesordnung hätte nicht Beratung jüdischer Gemeinde-Angelegenheiten, sondern persönliche Angriffe stehen sollen. Es seien eines gebildeten Mannes unwürdige Beleidigungen ausgesprochen worden. Schließlich habe er, Vorsitzender, sich veranlaßt gefühlt, mit sittlicher Empörung die Versammlung zu verlassen. Was nun die bevorstehenden Wahlen ins Repräsentantenkollegium anbelange, so sei vielfach die Ansicht verbreitet, daß der Verein als „Rechtspartei“ orthodoxe Männer als Repräsentanten wünsche. Dem sei keineswegs so. Der Verein sei vielmehr bestrebt, im Sinne des Rechts zu wirken. Es sei notwendig, daß Männer aller Richtungen gewählt würden. Aber dem Indifferentismus müsse ein Ende gemacht werden, dieser müsse bekämpft werden. Es müsse dahin gewirkt werden, daß die Verhandlungen des Repräsentantenkollegiums öffentlich seien. In diesem Sinne sei auch vom Vorstande die Kandidatenliste aufgestellt worden. — Als Erster auf dieser Liste figuriert der auch von Ihnen empfohlene Prof. Dr. Badt.

♁ **Stargard in Pomm.**, 1. Dezember. (Christliche Toleranz) besingt ein Korrespondent des hiesigen „Neuen Pomm. Tageblatts“. Er schreibt aus Sammenthin: „Hier fand dieser Tage die Beerdigung einer Jüdin statt, welche 20 Jahre mit einem Bauern christlichen Glaubens verheiratet war. Die zahlreichen Kinder der Ehe sind getauft. Es erregte nun aufrichtige Freude seitens der gesamten Einwohnerschaft, daß die Entschlafene auf dem Gemeinde-Kirchhofe beerdigt werden durfte, der Ortspfarrer ihr die Grabrede hielt und der Posaunenchor den Gesang begleitete.“ — War nicht die Frau ein klein wenig — getauft?

S. **Bremen**, 1. Dezember. (Auszeichnung.) Zu den philharmonischen Konzerten, die Herr Felix Weingartner aus Berlin im hiesigen Künstlerverein veranstaltet, hat der Kantor und Lehrer unserer Gemeinde, Herr Prinz, die ehrenvolle Einladung erhalten, die Heldentenorpartien zu übernehmen.

⚔ **Chemnitz**, 1. Dezember. (Synagogenbau.) Zur Erlangung von Entwürfen für den Neubau einer Synagoge

in Chemnitz wird ein allgemeiner Wettbewerb für deutsche Architekten eröffnet. Die Bedingungen nebst Programm und Lageplan sind von dem Vorsteher der israelitischen Gemeinde Max Bergmann in Chemnitz zu beziehen, die Entwürfe bis 15. Februar künftigen Jahres ebendorthin einzusenden. Für die beiden besten Arbeiten sind Preise von 2000 und 1000 Mark ausgesetzt.

∴ **Aus Baden**, 30. November. (Das Judentum vor Gericht.) Durch Verordnung vom 8. Mai 1884 hat der Oberrat der Israeliten den Gebührenbezug der Ortsrabbiner in Baden für Trauungen auf 18 Mk. festgesetzt und zugleich bestimmt, daß diese Gebühren auch dann an den Ortsrabbiner zu entrichten sind, wenn die Trauung nicht von ihm, sondern von einem anderen, „nicht zuständigen" Rabbiner vollzogen wurde. Nun haben vor einiger Zeit zwei orthodoxe Glaubensgenossen in Bretten und Konstanz zur Vornahme der Trauung ihrer Töchter weder den Stadtrabbiner von Karlsruhe noch dessen Stellvertreter, sondern den Rabbiner der orthodoxen Separatgemeinde in Karlsruhe geladen. Die beiden Gemeinderabbiner forderten später von den Brautvätern in Bretten und Konstanz die ihnen zustehende Traugebühr, da der Rabbiner der Separatgemeinde zu den „nicht zuständigen Rabbinern" gehöre, und als die Zahlung verweigert wurde, strengten sie Klage an. Die angerufenen Bezirksräte entschieden in widersprechendem Sinne; während der Bezirksrat in Bretten den Beklagten zur Zahlung verurteilte, wies der Bezirksrat in Konstanz den Kläger kostenpflichtig ab. In beiden Fällen wurde an den großherzoglichen Verwaltungsgerichtshof als Berufungsinstanz appelliert, und dieser wies beide Kläger ab. — Bei dieser Gelegenheit teile ich Ihnen mit, daß auch das königliche Oberverwaltungsgericht in München in der Klagesache der Kultusgemeinde Feuchtwangen gegen ihren ersten Vorstand wegen Zahlung der Hochzeitssteuer, über die Sie s. Z. berichteten, die Klage abgewiesen und die Erhebung der Steuer als ungesetzlich erklärt hat.

B. **Wien**, 29. November. (Vorstandswahl. — Rechenschaftsbericht.) Am 24. d. Mts. wurde im Sitzungssaale der israelitischen Kultusgemeinde das Resultat der Neuwahlen in den Kultusvorstand offiziell verlautbar. Es hatten im ganzen 2872 Wähler von 11 372 Wahlberechtigten ihre Stimmen abgegeben. Die absolute Majorität beträgt daher 1437 Stimmen. Es sind sämtliche Kandidaten der vom „Wahlkomitee für die israel. Kultuswahlen" und dem „Exekutivkomitee der Bethausvereine" aufgestellten Liste gewählt. Es verlautet, daß Advokat Dr. Gustav Kohn erster und sein Kollege Gemeinderat Dr. Alfred Stern zweiter Vorsitzender werden solle. — Der bisherige Vorstand hat aus Anlaß dieser Wahlen einen Rechenschaftsbericht über seine Thätigkeit in den Jahren 1890—96 erscheinen lassen, in welchem das Defizit aus dem Jahre 1895 auf fl. 56 032 angegeben wird. Das Präliminare pro 1896 stellt ein solches von fl. 83 377 in Aussicht und das Vermögen der Gemeinde betrug buchhalterisch nur fl. 40 076,92½, in welchem ca. fl. 15 000 nicht realisierbare Darlehen an verschiedene jüdische Vereine als Aktiva enthalten waren. Eine ärmere Großgemeinde giebt es wohl nirgends.

A. Z. **Wien**, 30. November. (Aus dem Gemeinderat.) Es geht sonderbar in unserem Gemeinderat zu. Früher lenkte diese Körperschaft die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich durch die Liebenswürdigkeiten, womit die antisemitische Opposition die Mehrheit terrorisierte; jetzt fleht sie in Europa einzig da durch den Ton, in welchem die jetzigen Regierer der Stadt mit den unterlegenen Liberalen verkehren. Es giebt in Europa keine Versammlung, in der die Vorsitzenden so unhöflich die Minderheit behandeln wie im Wiener Gemeinderat: Am 24. d. M. gab es staunenerregende Szenen. Als ein Mitglied der Opposition den Bürgermeister aufforderte, die Verhandlung nicht als Parteimann zu führen, sondern allen Parteien gerecht zu werden, erwidert dieser: er müsse sich förmlich zurückhalten und bemeistern, um der Opposition die Wahrheit nicht ins Gesicht zu sagen. „Sie dürfen mich nicht für so dumm halten, daß ich mich von Ihnen reizen lasse. Was z. B. Herr Brunner zusammengesprochen hat, das ist unglaublich." Der Bürgermeister referierte, begann aber den Bericht mit den Worten, daß er nicht verpflichtet gewesen wäre, dem Gemeinderat die Angelegenheit vorzulegen, da sie in seinen und in den Wirkungskreis des Stadtrats gehöre; aber auf Wunsch des Vizebürgermeisters, der auf dem Standpunkt stehe, dem Gemeinderat sei alles mitzuteilen, setze er den Gegenstand auf die Tagesordnung. Die Liberalen verbaten sich die Erteilung von Gnaden und forderten genaue Auskunft über das viele Millionen umfassende Geschäft, die aber vom Bürgermeister nicht erteilt wurde. So mußte denn der frühere Bürgermeister Dr. Grübl erklären, es müsse angesichts des Schweigens des Bürgermeisters angenommen werden, daß er nicht in der Lage sei, die Antwort zu erteilen. Um die dem Bürgermeister unangenehme Diskussion abzuschneiden, wurde von der Mehrheit Schluß der Debatte angenommen, worauf die Minderheit den Saal verließ, ohne ihn bis heute wieder betreten zu haben. Der Vorsitzende erlaubt sich im Präsidium unter anderem den Scherz, ein oder das andere Mitglied der Opposition, mit dem er von früher befreundet ist, ruhig zu duzen, ein Beschwichtigungsmittel, das von seinen Parteigenossen stets mit lebhafter Heiterkeit aufgenommen wird. Der Wiener nennt dies eine „Hetz", und da Dr. Lueger dieses Volksvergnügen in reicher Abwechslung zu bieten weiß, so bleibt die ihm zugethane öffentliche Meinung in Wien stets bei guter Laune. Jetzt sind sich aber die Antisemiten untereinander in die Haare geraten. Es kam in der letzten Sitzung, der die liberale Minorität fern blieb, zwischen den deutsch-nationalen und christlich-sozialen Antisemiten zu großen Skandalen. Die Veranlassung bot die Subventionierung des katholischen Schulvereins, gegen welche die Deutschnationalen entschieden auftraten. Die Christlichsozialen stürmten mit geballten Fäusten auf ihre bisherigen Parteifreunde los. An dem minutenlangen Skandale nahm die Gallerie lebhaft teil. Der frühere liberale Vizebürgermeister Dr. Richter legte sein Gemeinderatsmandat nieder.

╫ **Prag**, 29. November. (Kein offizieller Antisemitismus. — „Neu-Israel".) Vor einiger Zeit erschien in dem Feuilleton der offiziellen „Prager Zeitung" ein Roman mit antisemitischer Tendenz. Das Präsidium der hiesigen Kultusgemeinde-Repräsentanz begab sich sofort zum Statthalter Grafen Coudenhoven, um die Inhibierung des Romans zu erbitten. Dieser

empfing die Deputierten in zuvorkommendster Weise und versprach, daß der Roman sofort abgebrochen werde. Der Redakteur, Regierungsrat Lukesch, erschien am nächsten Tage beim Gemeindepräsidenten und sprach sein lebhaftes Bedauern über den ohne sein Wissen erfolgten Abdruck aus, und die offiziellen Zeitungen brachten eine vollständig befriedigende Erklärung des Inhalts, daß der Redaktion nichts ferner lag, als die Wege des Antisemitismus zu wandeln. — Der „Oesterr. Wochenschr." wird geschrieben: „Für den 17. d. M. hatten die Rabbiner DDr. Stern-Saaz, Ziegler-Karlsbad und Kurrein-Teplitz eine Rabbinerversammlung nach Prag einberufen. Da die beiden ersten der vorgenannten Einberufer in einem Programme die Absicht ausgesprochen, eine neue Religion „Neu-Israel" zu gründen, eine Religion, die von allen Völkern leicht gehalten werden könne und das biblische Gesetz nicht für bindend erkläre, haben selbst die fortschrittlichen Rabbiner erkannt, daß diese beiden Herren nicht mehr dem Judentume angehören, und diese haben ein klägliches Fiasko gemacht. Von den etwa 50 Rabbinern Böhmens sind nur 9 hier angelangt, selbst die beiden Einberufer Dr. Stern und Ziegler sind nicht erschienen." — Wir vermuten hier ein Mißverständnis.

♁ Lemberg, 30. November. (Den ersten jüdischen Professor) hat unsere Universität erhalten. Dr. Ad. Beck, bisher Privatdozent in Krakau, ist an die neuerrichtete medizinische Fakultät als außerord. Professor für Physiologie berufen worden. Außer ihm lehrt nur noch ein jüdischer Privatdozent an der hiesigen Universität.

⁂ **Budapest**, 29. November. (Uebertritt zum jüdischen Glauben.) Seit dem Inslebentreten der neuen kirchenpolitischen Gesetze ist es blos einmal vorgekommen, daß ein Christ zum Judentum übergetreten ist. Dieser Tage ereignete sich nun der zweite ähnliche Fall, indem die Frau des Altofner Einwohners Armin Tauser mit ihren vier Kindern das Judentum annahm. Die Frau machte vor zehn Jahren, als sie bei einer vornehmen jüdischen Familie in Dienst stand, die Bekanntschaft eines jüdischen Schustergesellen. Die beiden jungen Leute faßten den Entschluß, einen gemeinsamen Haushalt zu führen. Sie zogen nach Altofen, eröffneten ein kleines Geschäft und lebten bis heute ungestört. Die Frau — früher eine eifrige Katholikin — neigte sich im Laufe der Zeit immer mehr dem Glauben ihres Gatten zu, sie hielt mit ihm die jüdischen Feiertage ein, führte einen rituellen Haushalt, lernte in hebräischer Sprache beten und erzog auch ihre Kinder in der jüdischen Religion. Vor kurzem faßte sie den Entschluß, mit ihren Kindern zur jüdischen Religion überzutreten. Zu Beginn dieser Woche wurde vom Oberrabiner Dr. Elias Adler die rituelle Uebertrittszeremonie vollzogen.

H. **Paris**, 28. November. (Ein Interview mit Lueger. — Die antisemitische Internationale. — Neuwahl.) Herr Vize-Bürgermeister Dr. Carl Lueger hat einem Interviewer, dem in Wien weilenden Redakteur des hiesigen „Temps", sein Innerstes enthüllt, und was da ans Tageslicht kam, war nicht gerade sauber. Er erklärte, daß seine Partei, nachdem sie die Gemeinde und den Landtag erobert, auch die Majorität im Reichsrate zu gewinnen trachten und alsdann eine Kommunalbank schaffen werde, welche den „jüdischen Einfluß" zerstören, Handel und Industrie unterstützen soll. Auf die Frage des Korrespondenten: Was wollen Sie mit den Juden anfangen angesichts Ihrer Pläne? erwiderte der Gemütsmensch: Ich bin ruhig. Wenn sie kein Geld verdienen können, werden sie von selbst gehen. Auf die weitere Frage: Wohin sollen sie gehen? Die Juden sind Menschen, sie haben auch das Recht, sich durch ihre Arbeit zu erhalten. Es wäre besser, man lasse sie in Ruhe, antwortete Lueger: Sie sollen gehen, wohin sie wollen. Nur hier sollen sie nicht bleiben. Auch das Bedenken des Interviewers, daß die aufgestachelte Begehrlichkeit der Massen in dem antisemitischen Zukunftsstaat auch vor den Thüren der reichen Arier nicht Halt machen würde, wußte Lueger zu zerstreuen: „Der Eigentumsbegriff ist heilig unserer so arbeitsamen und sanften Rasse. Wenn es sich nicht um die Juden handelt, hat das Eigentum nichts zu fürchten. Wir haben auch die nötige Autorität, um den Antisemitismus in seinen Bahnen zu halten." Abwarten! — Die Vertreter der antisemitischen Internationale, die in Lyon tagen, haben vorgestern folgendes über die Juden beschlossen: Das Gesetz von 1791, das den Juden französische Staatsbürgerrechte verlieh, ist aufzuheben. Inzwischen müssen die Juden vom öffentlichen Unterricht, von der Rechtspflege, der Verwaltung und dem Offizierstand ausgeschlossen werden. Alle vaterländischen Zeitungen, besonders die katholischen, sollen einen kräftigen antisemitischen Feldzug führen und dazu auch Flugschriften und Nachrichtenagenturen benutzen. Das Gesetz über die Aktiengesellschaften, hinter denen sich die Juden verbergen, soll geändert, kein Jude zur Heerlieferung zugelassen, Warenwucher und Ringbildung strafrechtlich verfolgt und ein Adreßbuch aller jüdischen Kaufleute veröffentlicht werden. Billiger machen sie es nun einmal nicht! — Herr Ferdinand Cremieux hat unmittelbar nach der Wahl in das jüdische Zentralkonsistorium von Frankreich erklärt, daß er dieselbe nicht annehme, so daß eine Neuwahl stattfinden muß. — Der Herr gehörte auch nicht hinein!

♯ **London**, 26. November. (Eine interessante jüdische Gemeinde in Südafrika. — Bürgermeister Hart. — Statistisches.) Es dürfte alle unsere Glaubensgenossen interessieren, von Juden zu hören, die sich in der Wüste zusammenfinden, um Gottesdienst abzuhalten. Wir meinen Upington (Gordonia). Upington grenzt an die Kalabaniwüste und liegt in Britisch-Bechuana am Oranje. Die nächste Bahnstation ist etwa 300 Meilen entfernt und man braucht mittelst Ochsenwagen 3, manchmal 5 Wochen, um sie zu erreichen. Ein Postwagen verkehrt einmal wöchentlich hin und zurück, er braucht ungefähr sechs Tage zu der Fahrt. So ist es denn für unsere Glaubensgenossen sehr schwer, öfter zusammenzukommen, obgleich einige von ihnen Händler sind, welche mit großen Wagen, die von 14 bis 20 Ochsen gezogen werden, durch die Wüste ziehen und mit den Boers, Kaffirs, Hottentotten u. s. w. Tauschhandel treiben. In Upington haben sich die ersten Kaufleute, Gebrüder Harris, den Dank aller Glaubensbrüder nicht nur, sondern auch vieler Christen erworben, die nach der mühevollen Reise durch die Wüste oft in furchtbarem Zustande hier ankommen, und die die genannten Herren in menschenfreundlichster Weise unterstützen. In der feierlichsten Weise wurden die letzten Feiertage daselbst begangen, zu welchen Harris 12 Gäste geladen hatte. Einige von diesen waren mehr als

100 Meilen weit gereist, um dieses Glückes teilhaftig zu werden. Manche hatten jahrelang keine Thora gesehen und beteten mit einer Inbrunst, wie sie in zivilisierten Ländern kaum empfunden werden kann. — Am 9. d. M. wurde der Ratsherr Lazarus Hart einstimmig zum Bürgermeister von Ramsgate gewählt, trotzdem er nicht in Ramsgate geboren ist. Der neugewählte Bürgermeister dankte für das ihm erwiesene Vertrauen und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß er nun die Ehre haben werde, die goldene Bürgermeisterkette zu tragen, die sein berühmter Glaubensgenosse Sir Moses Montefiore vor 12 Jahren gelegentlich der Feier seines hundertsten Geburtstages der Stadt zum Geschenke machte. Es ist interessant, daß ein Stadtviertel von Ramsgate den Namen „Sir Moses Montefiore Ward" führt. — In England und Wales giebt es 100000 (?), in Bombay 13375, in Schottland 2060, in Irland 1879, in Gibraltar 1000, in Trinidad 31 Juden. In Johannesburg wohnen jetzt 6253 Juden.

g. **London**, 28. November. Die kleine Gemeinde der Samaritaner zu Nablus hat eine Schule errichtet, in der auch die Kinder der Juden aufgenommen werden; sie hat sich an die Anglo-Jewish-Association um eine Unterstützung gewandt. Das englisch geschriebene Gesuch ist von „Jacob, Hohepriester der samaritanischen Gemeinde" und „Isaac, Priester" unterschrieben und schließt mit den Worten: „Möge Gott uns wieder vereinigen, wie wir zuvor gewesen sind: ein Volk Gottes."

Petersburg, 25. November. (Für die jüdischen Studierenden. — Schulwesen. — Karaiten sind keine Juden) Bei der Grundsteinlegung des Gebäudes der medizinischen Fakultät in Odessa hielt der Gehilfe des Ministers für Volksaufklärung, Geheimrat N. M. Anitschkow, die Festrede, in welcher er u. a. ausführte, daß sich in Rußland ein besonderer Mangel an Aerzten bemerkbar mache, wodurch die Volksgesundheit erheblich leide. Bei uns komme ein Arzt auf 6000 Einwohner, während in Deutschland bereits auf je 3000, in Frankreich auf je 1800 und in England auf je 1600 Einwohner ein Arzt komme. Diese Armut an Aerzten in Rußland erklärt Redner dadurch, „daß die Universität, welche ihre Thore sperrweit allen öffne, die nach höherer Ausbildung verlangen, sich gezwungen sehe, vielen, welche sich medizinischen Studien zu widmen wünschen, Aufnahme zu verweigern zufolge von Ursachen, welche von der Hochschule ganz unabhängig sind." Er meinte natürlich die Juden, die in kaum nennenswertem Prozentsatz zu den akademischen Studien zugelassen werden. — Rußland hat über fünf Millionen Juden und — 515 Schulen, das ist also eine Schule für 9900 Juden. Dazu kommt, daß von diesen 515 Schulen nur 110 staatliche sind; 83 werden im Interesse von Kultusgemeinden unterstützt, und 322 sind Privatschulen. Daß solche Schulen nicht die idealsten sind, versteht sich von selbst. Der letzte Bericht des Schulinspektors im Kiewer Distrikt beweist dies zur Genüge. Die jüdische Bevölkerung dieses Distrikt beträgt $1^1/_2$ Millionen, die Zahl der Schulen ist 118; 86 davon sind Privatunternehmungen. Kaum 7000 Kinder besuchen diese Schulen. Die große Masse der jüdischen Kinder — fast 40000 an der Zahl! — wird im „Cheder" erzogen. Solcher giebt es in dem einen Distrikt 2885, also ein Cheder auf 554 Bewohner. Die Errichtung moderner Schulen würde ungeheure Summen kosten, ist somit unerreichbar. Im Kiewer Distrikt allein müßte man für die 40000 Kinder, welche jetzt in Chedarien unterrichtet werden, nicht weniger als 280 Schulen errichten, und mehr als 1000, wenn alle Kinder Rußlands die Schule besuchen sollten. Und doch würde das Unternehmen möglich sein, wenn die Regierung ihre Hand dazu hergäbe! — Als im vergangenen Jahre der Befehl der Militärbehörde erlassen wurde, jüdische Soldaten hätten beim Militärkommando keine Kanzleidienste zu leisten, reichte der Chacham der Karaiten ein Bittgesuch ein, des Inhalts, man möge den Befehl nicht auf die Karaiten ausdehnen. Der russische Kriegsminister hat nun entschieden, die Karaiten von dem Befehl auszunehmen, weil die Gesetze, welche sich auf die Juden beziehen, auf die Karaiten nicht anwendbar seien.

---

* **Aus den Gemeinden.** Herr N. Goldberg in Köthen ist als 1. Kantor in Ratibor gewählt.

— **Vakanzen.** Wirsitz: Sof. od. 1. 1. 97 Rl., K., Sch. Fix. 1350, Nbk. ca. 200 Mk. Reisek. d. Gew. — Stadtlohn (Kreis Ahaus): Für 15 schulpfl. Kinder unverh. El. u. Rl. Eink. 1000—1400 Mk. Meld. an Bernh. Oppenheimer. — Beuthen O.-S.: Sch. u. Hilfsk. (Baß, der im Chor mitw. kann, bevorz.) Fix. 1800, garant. Nbk. 700 Mk.

Brief- und Fragekasten.

NN. Augsburg. Die Mitteilung, daß anonyme Zuschriften in den Papierkorb wandern, wird an dieser Stelle bald das Jubiläum der 1000. Wiederholung feiern können. — Herrn B. A., hier. Sie machen uns auf eine weitere Entdeckung eines Lesers des B. T. in Sachen „Mumpitz" aufmerksam, nach welcher das Wort aus dem Hebräischen stammen und eigentlich Me-Am puz = „Von dem zerstreuten (Wander-) Volke" heißen soll. Falls Sie der Einsender dieser etymologischen Studie sein sollten, so setzen Sie sich, bitte, eine Bank runter.

☞ Der heutigen Nummer unseres Blattes liegt ein **Prospekt der bekannten Musikinstrumentenfabrik von Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig** bei, auf den wir unsere Leser hierdurch aufmerksam machen. Die Exped.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.